



Leseprobe

Penny Vincenzi

Die Stürme der Zeit Roman

»Jedes Buch von Penny Vincenzi ist ein garantierter Bestseller.« *Grazia*

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



Seiten: 816

Erscheinungstermin: 21. Mai 2018

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Die englische Originalausgabe erschien 2001 unter dem Titel
»Something Dangerous – The Spoils Of Time: 2« bei Orion, London.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® Noo1967

5. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Mai 2018

Copyright © der Originalausgabe 2001 by Penny Vincenzi

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2018

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: Lee Avison/Trevillion Images

FinePic®, München

Redaktion: Ann-Catherine Geuder

em · Herstellung: kw

Satz: KCFG – Medienagentur, Neuss

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-48674-8

www.goldmann-verlag.de

Für Paul. Für ein immer offenes Ohr und
eine erstaunlich belastbare Schulter.
In großer Liebe.

»So ist doch was Gefährliches in mir.«

Hamlet, Prinz von Dänemark



DIE HAUPTFIGUREN

LONDON

Oliver Lytton, Leiter des Verlagshauses Lyttons

Lady Celia Lytton, seine Frau und Cheflektorin

Giles, die Zwillinge *Venetia* und *Adele* und *Kit*,
ihre Kinder

Margaret (LM) Lytton, Olivers ältere Schwester
und Geschäftsführerin

Jay Lytton, LMs Sohn mit ihrem verstorbenen Geliebten
Jago Ford

Gordon Robinson, LMs Ehemann

Jack Lytton, Olivers jüngerer Bruder

Lily Lytton, Jacks Frau und Schauspielerin

Barty Miller, von Celia in der Lytton-Familie großgezogen

Sebastian Brooke, Bestsellerautor von Kinderbüchern,
die bei Lyttons verlegt werden

Boy Warwick, Giles' alter Schulfreund

Abigail Clarence, Lehrerin und Bartys Freundin

Cedric Russell, Gesellschaftsfotograf

AUF DEM LAND

Lord Beckenham, Celias Vater

Lady Beckenham, Celias Mutter

Billy Miller, Bartys Bruder

NEW YORK

Robert Lytton, Olivers älterer Bruder und erfolgreicher
Bauunternehmer

Laurence Elliott, Roberts entfremdeter Stiefsohn aus seiner
Ehe mit der inzwischen verstorbenen Jeanette

Jamie Elliott, Laurence' Bruder

Maud Lytton, Robert und Jeanettes Tochter

John Brewer, Roberts Geschäftspartner

Felicity Brewer, Johns Frau und Dichterin,
deren Werke bei Lyttons herausgegeben werden

Kyle Brewer, Felicitys und Johns Sohn, Lektor

Geordie MacColl, ein Autor, dessen Werke
bei Lyttons herausgegeben werden

PARIS

Guy Constantine, Leiter eines französischen Verlagshauses

Luc Lieberman, Cheflektor

Madame André, Adeles Vermieterin

TEIL EINS

1928 – 1939



KAPITEL I

Venetia Lytton erzählte allen mit Begeisterung, am Tag ihrer Geburt sei das ganze Land in Trauer gestürzt.

Das war zwar historisch korrekt und verschaffte ihr garantiert Aufmerksamkeit, vermittelte aber einen falschen Eindruck; ihre Zwillingschwester Adele, die das Leben etwas nüchterner betrachtete, erklärte daraufhin üblicherweise, ihre Geburt sei fast auf die Stunde genau mit dem Tod von Edward VII. zusammengefallen.

»Ja, das stimmt«, räumte Venetia dann widerstrebend ein. »Aber es war auf jeden Fall ein furchtbar trauriger Tag. Mummy sagte, dass die Schwestern bei jedem Blumenstrauß, den sie hereinbrachten, immer heftiger schluchzten, und als Daddy kam, trug der Arzt tatsächlich eine schwarze Krawatte. Also ist er natürlich davon ausgegangen, dass etwas Schreckliches passiert war.«

Woraufhin fast immer jemand, meist einer der zwei Brüder der Zwillinge, falls sie dabei waren, anmerkte, dass das tatsächlich der Fall gewesen sei; schließlich seien sie und Adele an diesem Tag auf die arglose Menschheit losgelassen worden. Venetia gab dann vor zu schmollen, Adele lächelte gelassen und irgendjemand (für gewöhnlich eine andere junge Frau, die versuchte, ein wenig Aufmerksam-

keit auf sich zu ziehen) bemühte sich, das Thema zu wechseln.

Es war nicht leicht, von den Lytton-Zwillingen abzulenken, weil sie nicht nur außerordentlich hübsch und unterhaltsam waren, sondern sich auch verblüffend ähnlich sahen. Es hieß, dass man die berühmten Morgan-Zwillinge Thelma und Gloria (besser bekannt als Lady Furness und Mrs Reginald Vanderbilt) nur voneinander unterscheiden konnte, wenn man nah genug vor ihnen stand, um die kleine Narbe unter Thelmas Kinn zu sehen, die Folge eines Rollschuh-Unfalls während ihrer Kindheit. Bei den Lytton-Zwillingen gab es jedoch keinen solchen hilfreichen Hinweis. Venetia hatte zwar ein kleines Muttermal auf ihrer rechten Pobacke, aber da diese in gesellschaftlichen Situationen üblicherweise bedeckt blieb, hatten die meisten Leute keine Ahnung, mit welchem der Zwillinge sie gerade sprachen, neben wem sie saßen oder mit wem sie tanzten.

Und die Zwillinge liebten es, diese Verwirrung noch weiter zu fördern. In der Schule hatten sie es genossen, sich ständig für die andere auszugeben, und ihre Lehrer damit zur Verzweiflung getrieben, bis ihre Mutter dahinterkam und ihnen aus großer Sorge um ihre Bildung – was für ihre Klasse und ihr Alter sehr ungewöhnlich war – androhte, sie in verschiedene Internate zu stecken. Die Angst vor einer Trennung war so groß, dass die beiden schließlich gehorsam folgten.

Bei ihrem Debütantinnenball trugen sie identische weiße Satinkleider und große weiße Rosen im schimmernden, kurz geschnittenen Haar und sorgten für so große Konfusion, dass einige Anwesende der älteren Generation das Gefühl hatten, betrunken zu sein, als sie es tatsächlich waren.

Sie genossen ihre Einführung in die Gesellschaft sehr; ihre Mutter hatte ganz bewusst einen der Bälle in der frühen Osterzeit ausgesucht, da sie diese für bedeutender und einprägsamer hielt: »Im Juni ist so viel los – da besteht die Gefahr, dass man diesen Ball nur noch als einen von vielen im Gedächtnis behält.«

Nicht dass die Sorge bei diesem Ball, der in Celias Elternhaus in der Londoner Curzon Street abgehalten wurde, begründet gewesen wäre. Selbst wenn das Haus nicht ganz so prächtig, der Champagner nicht ganz so edel und die Musik nicht ganz so modern gewesen wäre, hätte allein die Tatsache, dass es sich um einen Ball für die Zwillinge handelte, das Fest beachtenswert gemacht. Sie gehörten unbestritten zu den beliebtesten und brilliantesten Debütantinnen des Jahres, gefangen in einem Rausch von Bällen, Partys und Wochenenden auf dem Land, und all die aufregenden Ereignisse der Saison – das Derby, Ascot, Henley und noch einiges mehr – lagen noch vor ihnen. In der Regenbogenpresse erschienen regelmäßig Fotos von ihnen, und die *Vogue* hatte ihnen sogar ehrenvollerweise eine ganze Seite gewidmet, auf der sie ihre Ballkleider von Vionnet trugen. Ihre Mutter war über ihren Erfolg sehr erfreut. Es wäre schon eine Freude gewesen, auch nur eine hübsche und beliebte Tochter in die Gesellschaft einzuführen, aber gleich zwei solche Töchter vorzustellen kam einem Triumphzug gleich.

Heute, an ihrem achtzehnten Geburtstag, war noch öfter als sonst über die Trauer im Land bei ihrer Geburt gesprochen worden, sodass Giles, ihr um fünf Jahre älterer Bruder, beim Frühstück damit gedroht hatte, abends nicht zu der Party zu erscheinen, wenn er noch ein weiteres Wort darüber hören würde.

»Und dann wird es dir leidtun, Venetia. Denn ich werde Boy Warwick sagen, dass er ebenfalls nicht kommen soll.«

»Das ist mir völlig gleichgültig«, erwiderte Venetia unbekümmert, zog eine Puderdose aus ihrer Tasche und tupfte ein wenig Puder auf ihre perfekt gerade Nase. »Schließlich hast du ihn eingeladen, nicht ich. Er ist *dein* Freund.«

»Venetia, bitte nicht bei Tisch, das ist so schrecklich gewöhnlich«, wies ihre Mutter sie scharf zurecht. »Und natürlich wird Boy kommen – ich kann jetzt unmöglich die Tischordnung noch einmal ändern. Ich werde mich gleich bei der Köchin vergewissern, dass alles für das Dinner vorbereitet ist. Da Barty nicht kommen kann, sind wir nur neunzehn.«

»Wie schade«, flüsterte Venetia Adele zu. Als sie sah, dass ihre Mutter den Blick auf sie richtete, lächelte sie fröhlich. »Ich habe nur gesagt, wie schade ich das finde. Aber es ist ja auch ein weiter Weg von Oxford. Nur für ein Dinner.«

»Nun, sie wäre einige Tage geblieben«, sagte Celia. »Aber die Abschlussprüfungen stehen bevor, und sie sind ihr sehr wichtig. Das sollten wir respektieren, findet ihr nicht?«

»Natürlich«, erwiderte Adele.

»Absolut«, stimmte Venetia ihr zu.

Sie tauschten einen Blick und sahen dann ihre Mutter unschuldig an.

»Wir werden sie vermissen.« Adele seufzte. »Sie ist so klug. Ich bin sicher, sie wird mit Auszeichnung abschließen.«

»Mit Sicherheit«, warf Venetia ein.

»Sicher ist nichts«, widersprach Celia. »Kein Erfolg stellt sich automatisch ein, vor allem nicht im akademischen Bereich. Euer Vater hat sein Studium mit Bestnote abgeschlossen.«

sen, aber dafür hat er auch unglaublich hart gearbeitet. Stimmt doch, Oliver?»

»Was meinst du, meine Liebe?« Oliver Lytton schaute von der *Times* auf, die Stirn leicht gerunzelt.

»Du hast für deinen Abschluss mit Auszeichnung offensichtlich sehr hart gearbeitet, Daddy«, erklärte Venetia.

»Das nehme ich an. So genau kann ich mich daran nicht mehr erinnern.«

»Mummy ist davon überzeugt.«

»Da ich eure Mutter damals noch nicht kannte, ist es schwer für sie, das zu beurteilen.«

»Für Mummy ist nichts schwer zu beurteilen.« Adele kicherte.

Celia warf ihr einen strafenden Blick zu. »Ich habe wichtigere Dinge zu tun, als dermaßen dumme Gespräche zu führen. Und wenn ich rechtzeitig zu eurer Geburtsparty wieder zu Hause sein will, muss ich in einer halben Stunde ins Büro fahren. Giles, möchtest du mich begleiten?«

»Ich ... ich werde jetzt schon fahren«, erwiderte Giles rasch. »Wenn es dir recht ist.«

»Natürlich, Giles, warum sollte mir das nicht recht sein? Ich bin froh, dass du deine Arbeit so ernst nimmst. Was genau hast du heute Morgen vor? Es muss etwas sehr Dringendes sein, wenn es nicht noch dreißig Minuten warten kann. Ich hoffe, es liegt nichts im Argen?«

Gott, sie ist so unfair, dachte Giles. Selbst beim Familienfrühstück wies sie ihn in seine Schranken und betonte seine niedrige Position bei Lyttons.

»Alles in Ordnung, Mutter, aber ich muss einige Seiten des neuen Buchanan-Buchs Korrektur lesen und Änderungen vornehmen, und ...«

»Ich hoffe, wir sind damit nicht zu spät dran«, unterbrach Celia ihn. »Es muss unbedingt im Juli in den Verkauf gehen. Es würde mir große Sorgen bereiten, wenn ...«

»Mutter, wir liegen damit genau im Zeitplan.«

»Warum dann die Eile?«

»Celia, lass den Jungen in Ruhe«, mischte sich Oliver sanft ein. »Er möchte einfach nur seinen Job machen, bevor die Telefone zu klingeln beginnen. Korrekturlesen erfordert viel Sorgfalt; ich habe es auch immer am liebsten früh am Morgen erledigt.«

»Ich weiß darüber bestens Bescheid – schließlich habe ich selbst einige Erfahrung damit«, entgegnete Celia. »Ich wollte einfach nur ...«

»Celia«, mahnte Oliver leise. Sie starrte ihn einen Moment lang an, stand dann auf, rückte geräuschvoll ihren Stuhl zurück und warf ihre Serviette auf den Tisch.

»Nun, da Giles ein so gutes Beispiel gibt, sollte ich selbst so rasch wie möglich in die Firma fahren. Wenn ihr mich entschuldigt.«

Giles wartete einen Augenblick, schaute kläglich auf seinen Teller und hastete dann seiner Mutter hinterher.

»Armer alter Giles«, sagte Venetia.

»Armer alter Junge«, sagte Adele.

»Ich verstehe nicht ganz, womit Giles so viel Mitleid verdient hat«, meinte Oliver.

»Daddy! Das ist doch vollkommen offensichtlich. Mummy lässt keine Gelegenheit aus, um ihn zurechtzuweisen und ihm klarzumachen, dass sie der Boss ist – sowohl im Büro als auch hier.«

»Adele! Das war unangebracht. Ich finde, du solltest dich entschuldigen.«

Sie sah ihn einen Augenblick lang erschrocken an, dann erschien auf ihrem hübschen kleinen Gesicht ein süßes, kokettes Lächeln.

»Daddy, sei nicht dumm. Ich hab nur Spaß gemacht, das weißt du doch.« Sie sprang auf, ging zu ihm hinüber und küsste ihn rasch. »Natürlich ist Mummy nicht der Boss – das bist du. Aber Giles ist so nervös wegen seines neuen Jobs. Und wenn Mummy so auf ihn losgeht, macht es die Sache nur noch schlimmer.«

»Sie ist nicht auf ihn losgegangen«, entgegnete Oliver streng. »Sie wollte sich nur vergewissern, dass es keine Probleme gibt.«

»Ja, natürlich. Tut mir leid, Daddy. Wahrscheinlich verstehen wir das nicht so richtig, weil wir nicht bei Lyttons arbeiten.«

»Adele, ich wäre sehr glücklich, wenn ihr auch ein Teil von Lyttons wärt. Und ich bin es schon bei der Vorstellung, dass ihr das eines Tages vielleicht sein werdet.«

Oliver lächelte beide an, stand auf und sammelte die Tageszeitungen ein. »In der Zwischenzeit solltet ihr so viel Spaß haben wie nur möglich. So, und ich muss jetzt auch an die Arbeit. Was habt ihr beide heute vor? Wahrscheinlich müsst ihr wichtige Einkäufe erledigen.«

»Sehr wichtige«, erwiderte Venetia.

»Wirklich wichtige«, bestätigte Adele. »Wir sind am Samstag zu einer Party auf dem Land eingeladen und brauchen dafür dringend neue Schuhe – die alten haben wir alle schon durchgetanzt. Bis später, Daddy.«

Allein am Tisch sahen sie sich in die Augen.

»Armer alter Giles«, sagte Venetia.

»Armer alter Junge«, sagte Adele.

Giles ging mit schnellem Schritt am Embankment entlang, weg vom Cheyne Walk, weg von seinen Eltern, und wünschte sich dabei leidenschaftlich, sie nicht in einer knappen Stunde schon wieder sehen zu müssen. Seit fast zwei Jahren arbeitete er jetzt im House of Lytton in der Paternoster Row, unbestreitbar eines der größten Verlagshäuser in London. Er war in der Hierarchie vom Postjungen zum Verlagsgehilfen bis zum Nachwuchslektor aufgestiegen. Natürlich war dieser Aufstieg sehr schnell gegangen und keine richtige Lehre gewesen, aber er hatte trotzdem alle Stationen durchlaufen müssen.

»Das ist sehr wichtig«, hatte Oliver ihm erklärt. »Du musst über jede Phase des Prozesses Bescheid wissen, um zu verstehen, wie sich das alles zu einem Ganzen fügt.« Damit war Giles natürlich einverstanden; er hatte nicht erwartet, als Mr Lytton der Dritte in die Firma einzutreten und bereits am ersten Tag eine Reihe von ihm ausgesuchte Bücher zu veröffentlichen. Und diese neue Phase war sehr interessant. Die Fehler des Schriftsetzers zu entdecken, die Rechtschreib- und Satzzeichenfehler aufzuspüren und dann die Korrekturen von den ersten Fahnen auf die weiteren zu übertragen, war schon eher das, was er unter Verlagsarbeit verstand. Und er durfte jedes neue druckfrische Buch lesen, herausfinden, was sich hinter den Titeln in den Katalogen verbarg, an endlosen Redaktionskonferenzen teilnehmen, mitdiskutieren, welcher Buchumschlag am besten geeignet war, und die wachsende Aufregung miterleben, die jede neue Publikation begleitete.

Er genoss das alles, und es störte ihn nicht, wenn ihm aufgetragen wurde, etwas immer wieder zu machen. Es machte ihm auch nichts aus, wenn man ihn darauf hinwies,

dass er einen Fehler begangen hatte. Was für ihn jedoch beinahe unerträglich war, war die übermächtige Präsenz seiner Mutter und ihre Einmischung in alles, was er tat. Es schien ihr nicht darum zu gehen, ihm dabei zu helfen, sich zu verbessern, sondern nur darum, ihn auf seine Fehler hinzuweisen, und zwar so, dass alle in der Firma es mitbekamen. Sie sollten sehen, dass er sehr viel falsch machte, und dass sie ihm, obwohl er ihr Sohn war, keine Schnitzer durchgehen ließ.

Ihr eigener Perfektionismus und ihre beinahe visionäre Fähigkeit, den literarischen Geschmack vorherzusagen, waren nicht nur bei Lyttons, sondern in der gesamten Branche bekannt; sie war bereits zu Lebzeiten eine Legende. Und diese Bewunderung hatte sie durchaus verdient. Die schöne, brillante Lady Celia Lytton bewegte sich in den gehobenen literarischen Kreisen ihrer Zeit, und da gehörte sie auch hin. Aber seiner Meinung nach könnte sie ein wenig großzügiger sein, wenn es darum ging, die Ambitionen ihres eigenen Sohns zu fördern und seine Karriere zu unterstützen, anstatt alle Bemühungen so heftig und scharf zu kritisieren, dass er ihr Verhalten als Eifersucht gedeutet hätte, wäre der bloße Gedanke daran nicht so absurd gewesen.

»Ich glaube, wir werden ihn bekommen.« Venetia stürmte in das Wohnzimmer, das sie sich mit Adele teilte. »Ist das nicht aufregend?«

»Und wie!«

»Ich habe gehört, wie Mummy mit Brunson geredet hat. Sie hat ihn deutlich angewiesen, dafür zu sorgen, dass der Bereich vor dem Haus heute Nachmittag absolut frei bleibt.«

»Das klingt vielversprechend. Oh, ist das großartig! Aber es wurde auch Zeit. Ich meine ...«

»Ich weiß. Auch ihr ganz eigenes. Nur für die Fahrten nach Oxford und zurück.«

»Aber wir würden es uns lieber teilen, richtig? Ich frage mich, welches Modell es sein wird. Einer dieser kleinen Austins wäre toll.«

»Und wie! Natürlich wäre ein Sportwagen ... na ja, flotter. Glaubst du nicht, dass wir ...?«

»Keine Chance«, erwiderte Adele. »Sie werden uns zum Lernen eine lahme Kiste geben. Aber so schwer kann das doch nicht sein, oder?«

»Natürlich nicht. Bunty sagt, man muss nur darauf achten, immer geradeaus zu fahren und Gas- und Bremspedal nicht zu verwechseln.«

»Na also. Großartig! Und ehrlich gesagt freue ich mich richtig auf heute Abend.«

»Ich mich auch«, stimmte Venetia ihr zu.

Adele sah sie an. »Vor allem darauf, ihn zu sehen ...«

»Nun, ja. Schon. Ich meine, ja. Adele, glaubst du, dass ...«

»Mit Sicherheit. Es könnte nicht offensichtlicher sein.«

»Tatsächlich?«

»Tatsächlich.«

»Sehr gut«, sagte Venetia zufrieden. Die Zwillinge unterhielten sich ständig so – eine Art verbaler Kurzschrift, bei der nur Satzteile ausgetauscht wurden. Vieles wurde errahnt und musste deshalb nicht ausgesprochen werden. Das faszinierte ihre Freunde, verärgerte ihre Brüder und brachte ihre Mutter zur Weißglut, weil sie es nicht ertragen konnte, von irgendetwas ausgeschlossen zu werden.

»Was Maud wohl gerade macht?«, fragte Adele plötzlich.

»Wahrscheinlich schläft sie noch. Dort drüben ist es erst sechs Uhr morgens.«

Maud Lytton war ihre Cousine, die dank einer Laune des Schicksals genau ein Jahr nach ihnen geboren war. Sie sahen sich nur gelegentlich, mochten sich aber sehr gern.

»Natürlich. Irgendwann müssen wir unseren Geburtstag gemeinsam feiern. Mit ihr kann man richtig Spaß haben.«

»Nur für einen Geburtstagstee ist die Reise ein bisschen zu weit. Aber du hast Recht – es wird Zeit, dass sie uns wieder einmal besuchen kommt. Wir sollten das mal ansprechen. Mummy ist allerdings immer ein bisschen komisch, was sie betrifft.«

»Nur, weil sie Amerikanerin ist. Mummy hält alle Amerikaner für gewöhnlich.«

»Lächerlich.« Venetia kicherte. »Ich meine damit Mummy. Komm schon, lass uns gehen. Sollen wir uns jetzt die Haare ondulieren lassen oder nicht?«

Venetia zögerte. »Nicht heute. Wenn es nicht gut aussieht, verderben wir uns damit den Abend.«

Sie kamen rechtzeitig zum Mittagessen zurück, das sie an diesem Tag ganz zwanglos im Esszimmer der Kinder mit Nanny einnahmen. Sie liebten ihre Nanny und fühlten mit ihr, weil sie jetzt, wo Kit in der Schule war, tagsüber keine Aufgaben mehr hatte. Kit war acht, und anders als Giles war er nicht auf ein Internat geschickt worden. Celia war vernarrt in ihren Jüngsten und wollte ihn nicht der Brutalität und dem Elend aussetzen, das Giles, wie sie wusste, hatte ertragen müssen. Dazu blieb ihrer Meinung nach noch Zeit, bis er dreizehn war, und der Direktor der Schule, die sie ausgesucht hatte – ein kleines Institut in Hampstead, das

vom Bildungsbürgertum sehr geschätzt wurde –, glaubte, dass Kit mit Sicherheit in Winchester aufgenommen werden würde, vielleicht sogar als Stipendiat. Das war einer der unzähligen Gründe, warum Giles einen Groll gegen seinen kleinen Bruder hegte.

»Liebe Nanny, die ist ja wunderschön«, rief Venetia.

»Ganz bezaubernd«, pflichtete Adele ihr bei.

Sie saßen nebeneinander auf dem Sofa im Kinderzimmer, lächelten Nanny an und betrachteten ihr Geschenk, eine kleine, aber sehr hübsche Kristallvase. Von Nanny bekamen sie üblicherweise nur ein Geburtstagsgeschenk für beide (an Weihnachten war das anders), und bei ihren Eltern war das meistens auch so: ein Puppenhaus, ein Puppenwagen (allerdings für Zwillinge geeignet), eine Staffelei und eine Schachtel mit Farben.

»Das macht Sinn«, meinte Nanny. »Schließlich ist es auch nur *ein* Geburtstag.«

Die Zwillinge störte es nicht, in diesem Fall praktisch als eine Person wahrgenommen zu werden; sie selbst betrachteten sich zwar nicht als eins, aber als zwei Teile eines Ganzen. Sie zogen sich immer noch gern identisch an, teils aus Spaß und teils aus Bequemlichkeit, wie Venetia erklärte: »Dann wissen wir immer, wie wir aussehen und brauchen keinen Spiegel.«

»Also, was habt ihr heute noch vor?« Nanny häufte Shepherd's Pie auf ihre Teller, eine weitere Geburtstagstradition. »Ich nehme an, ihr geht einkaufen.« Ihre Stimme klang leicht missbilligend; ihrer Meinung nach waren die Zwillinge ein wenig zu oberflächlich. Damit war sie nicht allein; ihre Mutter, die vertrauensvoll darauf gehofft hatte, dass die Mädchen an einer Universität studieren oder zu-

mindest einen Sekretärinnenkurs belegen und anschließend Interesse an einer Mitarbeit bei Lyttons zeigen würden, stimmte ihr voll und ganz zu.

»Ich finde es besorgniserregend, dass diese Mädchen nur an Kleidung interessiert sind«, sagte sie mindestens ein Mal pro Woche zu Oliver. »Die ganze teure Ausbildung zum Teufel!«

Oliver pflegte darauf zu antworten, dass die Ausbildung in erster Linie dazu gedacht war, den Horizont zu erweitern, und keine sture Vorbereitung auf eine bestimmte Tätigkeit sein sollte. »Ihre Ausbildung wird ihnen bei allem, was sie tun, weiterhelfen. Selbst wenn sie sich statt für eine Karriere für die Ehe entscheiden sollten«, fügte er mit einem schiefen Lächeln hinzu. »Sie sind noch so jung – lass ihnen ihren Spaß. Für eine Karriere bleibt noch genügend Zeit.« Und dann bemühte er sich, das Thema zu wechseln.

»Nein, liebe Nanny, wir gehen nicht einkaufen«, antwortete Adele. »Das haben wir schon erledigt. Also bleiben wir heute Nachmittag zu Hause und bereiten uns auf den Abend vor.« Sie sah Nanny forschend an. »Du hast doch nicht etwa irgendwelche Gerüchte über ... über heute Nachmittag gehört, Nanny?«

»Was sollte ich denn gehört haben?«, fragte Nanny nervös. »Ihr wisst doch, dass ich in diesem Haus immer die Letzte bin, die etwas erfährt. Adele, pass doch auf! Sonst bekleckerst du noch dein hübsches Kleid.«

Die Zwillinge tauschten einen Blick. Nanny war dafür bekannt, dass sie niemandem etwas vormachen konnte, selbst wenn es um etwas Geringfügiges ging.

Daher waren sie kaum überrascht – aber vollkommen aus dem Häuschen –, als Brunson sie am Nachmittag nach

unten holte und ihnen sagte, es sei eine Lieferung für sie eingetroffen. Als sie die Haustür öffneten, hatten sich ihre Eltern im Sonnenschein links und rechts neben einem scharlachroten Austin Seven postiert und hielten ein Transparent mit der Aufschrift *Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag* in die Höhe. Die nächsten zwei Stunden verbrachten sie damit, unter der Aufsicht von Daniels, dem Chauffeur, am Flussufer auf und ab zu fahren, wenn auch noch ein wenig unsicher und in Schlangenlinien. Um sechs stürmten sie ins Haus und erklärten triumphierend, dass gar nichts dabei sei.

»Wir haben uns überlegt, dass wir morgen Nachmittag nach Sussex fahren«, verkündete Adele unbekümmert. »Dann machen wir niemandem Umstände.«

Celia erwiderte streng, dass es durchaus Umstände machen würde, wenn sie einen Unfall hätten, und dass sie in den nächsten Wochen auf keinen Fall allein irgendwohin fahren dürften.

»Das ist unfair! Barty durfte im letzten Semester allein nach Oxford fahren!«

»Barty hatte vorher etliche Fahrstunden. Solltet ihr euch jetzt nicht besser frisch machen? Eure Freunde kommen in weniger als einer Stunde. Und außerdem ... ja, Brunson?«

»Telefon, Lady Celia. Mr Brooke.«

»O ja, danke, Brunson. Ich nehme das Gespräch oben in meinem Arbeitszimmer entgegen.«

»Verdammt«, stieß Celia hervor. »Verdammt, verdammt, verdammt. Das sind verflucht schlechte Manieren. So behandelt man andere nicht, Sebastian. Das tut man einfach nicht.«

Sie ging im Zimmer auf und ab, zog an ihrer Zigarette, inhalierte tief und versuchte, sich zu beruhigen. Es war

absurd, sich so aufzuregen, das war ihr klar. Aber sie regte sich auf. Und die Zwillinge würden sich auch ärgern, wenn sie hörten, dass er an ihrem Geburtstag zu spät zum Abendessen kommen würde. Sehr spät sogar. Wahrscheinlich würde er erst nach dem Dinner eintreffen, und das nur, weil er sich bereit erklärt hatte, irgendeine lächerliche zusätzliche Lesung zu halten, und nicht eher aus Oxford wegkam.

»Mistkerl!« Sie war sich nicht bewusst, dass sie laut gesprochen hatte. Sehr laut. Kit steckte den Kopf zur Tür herein.

»Mummy? Alles in Ordnung?«

»Ja, ja. Danke, Schätzchen.«

»Ich hab dich schreien hören. Du siehst nicht gut aus.«

»Mir geht's aber gut. Wie war dein Tag in der Schule?«

»Sehr schön. Wo sind die Zwillinge?«

»Sie machen sich zurecht.«

»Wem gehört das tolle Auto vor der Tür?«

»Das kleine rote? Das ist ihr Geburtstagsgeschenk.«

»Sie haben ein Auto bekommen? Diese Glückspilze! Kann ich mich hineinsetzen? Wann darf ich mitfahren? Ich will es ausprobieren!«

Celia lachte. Wie immer, wenn er bei ihr war, hob sich ihre Stimmung. Ihre Gefühle für Kit, ihr geliebtes jüngstes Kind, waren so übermächtig, dass sie fast alle ihre anderen Emotionen übertrafen. Er war nicht nur ein hübsches Kind mit seinem glänzenden goldblonden Haar und seinen dunkelblauen Augen, sondern auch klug – bereits mit vier Jahren hatte er Lesen gelernt und mit sieben Geschichten und Gedichte geschrieben –, und er besaß einen für Kinder sehr ungewöhnlichen Charme und erstaunliche gesellschaftliche Umgangsformen.

»Kit, lauf los, mein Schatz. Du musst dich fürs Abendessen umziehen.«

»Okay.«

»Und sag nicht okay, wenn du in Hörweite deiner Grandma bist.«

»Okay.«

»Kit!«

Sie warf ihm einen strengen Blick zu. Er sah sie mit unschuldiger Miene an, bis er zu grinsen begann. »Werde ich nicht. Versprochen.«



KAPITEL 2

Celia, meine Liebe, du siehst müde aus.«
»Vielen Dank, LM«, erwiderte Celia. Sie wechselten nach den Cocktails ins Esszimmer über. »Das ist genau das, was man zu Beginn eines Abends hören möchte. Ich fühle mich aber überhaupt nicht müde.«

»Freut mich zu hören. Ich bin es schon.«

Celia musterte sie. LM sah tatsächlich erschöpft aus. Sie arbeitete zu hart; natürlich erforderte ihre Stellung als Geschäftsführerin das, aber sie war auch nicht mehr die Jüngste. Olivers große Schwester, wie sie sich selbst immer bezeichnete, wurde in diesem Jahr vierundfünfzig. Die Initialen standen für »Little Margaret«, die kleine Margaret, denn sie war nach ihrer Mutter benannt worden, doch kein Name hätte unpassender sein können. Sie war sehr groß, etwa einen Meter dreiundachtzig und sehr schlank. Sie besaß eine tiefe Stimme, blasse Haut und dunkle Augen mit einem ungewöhnlich forschenden Blick. Außerdem kleidete sie sich sehr streng: lange Röcke, enge Blusen, Krawatten, taillierte Blazer. Ihr dichtes dunkles Haar, das allmählich ergraute, war streng nach hinten frisiert und zu einem ordentlichen Knoten gebunden. Aber sie war eine äußerst attraktive Frau, warmherzig und humorvoll; Männer fan-

den sie immer noch sexuell anziehend, und alle Frauen mochten sie, weil sie direkt und ohne Arglist war. Sie war, wie Celia oft betonte, ihre allerbeste Freundin.

»Wie geht's Jay?«, fragte Kit, als sie sich gesetzt hatten. Auf Celias Wunsch hatte er den Platz neben LM zugewiesen bekommen.

»Es geht ihm sehr gut, vielen Dank. Er wurde schon für die Junior-Fußballmannschaft getestet und spielt Tennis in der Juniorenmannschaft. Und er singt im Chor.« LMs Stimme klang jetzt weicher. Alle in der Familie wussten, wie sehr sie Jay, ihr einziges Kind, vergötterte; das einzige Mal, dass man sie hatte weinen sehen, war an dem Tag gewesen, an dem Jay im vorherigen Semester nach Winchester gegangen war. Gordon, ihr Ehemann und Jays Stiefvater, hatte schon mehrmals erwähnt, dass er Jay als Grund benennen würde, falls er sich jemals würde scheiden lassen wollen.

»Es besteht kein Zweifel daran, wen LM am meisten liebt«, sagte er fröhlich und blinzelte ihr aus seinen blassblauen Augen zu. »Ich bin es nicht.«

Ein Mann mit geringerem Selbstbewusstsein wäre wahrscheinlich ernsthaft eifersüchtig auf Jay und LMs abgöttische Liebe für ihn gewesen, aber Gordon Robinson bekümmerte das nicht. Er hatte LM erst vor sechs Jahren geheiratet; Jay hatte von Anfang an nicht nur zu LMs Leben, sondern auch zu ihr selbst gehört, und ihre Liebe für ihn war ein wesentlicher Bestandteil ihres großzügigen und leidenschaftlichen Wesens. Es interessierte ihn nicht, dass sie zu alt war, um ihm ein eigenes Kind zu schenken. Jay – robust, fröhlich, sehr intelligent und dem Landleben und der Tierwelt genauso zugetan wie Gordon – war für ihn der perfekte Sohn.

Gordon betrat das Zimmer und begann ein angeregtes

Gespräch mit Oliver. Mit seiner Größe von zwei Metern überragte er jeden und zählte zu den wenigen Männern, zu denen LM im wahrsten Sinne des Wortes aufschauen konnte. Celia war begeistert von ihm.

»Meine liebe Celia, darf ich dir sagen, dass du bezaubernd aussiehst. Es ist kaum zu glauben, dass du die Mutter all dieser erwachsenen Kinder sein sollst.«

»Ich bin noch nicht erwachsen«, warf Kit ein. »Ich halte sie jung. Stimmt doch, Mummy, oder?«

»Im Moment schon noch, Kit. Meinetwegen brauchst du nicht erwachsener zu werden.«

Kit lächelte sie an. »Ich werd's versuchen.«

Die Party lief gut bisher, dachte Giles. Alle plauderten miteinander, niemand saß verlegen schweigend da – außer ihm natürlich. Er war es gewohnt, sich in Gesellschaft anderer uninteressant und unbeholfen zu fühlen, und es wurde auch nicht leichter mit der Zeit. Seine Großmutter, die Gräfin von Beckenham, hielt jedem, der bereit war, ihr zuzuhören, einen fachspezifischen Vortrag über die wichtige reinrassige Zucht von Pferden, und sein Großvater genoss die Gesellschaft einer der hübschen Freundinnen der Zwillinge. Es schien, als lausche er interessiert ihren Berichten von all den Festlichkeiten dieser Saison, aber Giles wusste, dass er eigentlich nur auf ihren unzeitgemäß großen Vorbau starrte. (Die Zwillinge hatten vorher schon erklärt, dass sie über genügend Selbstbewusstsein verfüge, um einen solchen Angriff auszuhalten.)

Olivers jüngerer Bruder Jack und die reizende Lily – so war sie auf den Theaterplakaten genannt worden, als Jack sie kennengelernt hatte – saßen zwanglos nebeneinander. Nach sieben Jahren Ehe waren sie immer noch sehr verliebt

ineinander. Und Boy Warwick war natürlich charmant wie immer. Ein glattzüngiger Schmeichler, dachte Giles. Meine Güte, wie er ihn beneidete. Boy musste bei dem Job in der Bank seines Vaters kaum Lippenbekenntnisse ablegen und verbrachte den Großteil seines Lebens damit, dessen Geld auszugeben, während Giles sich bei Lyttons abplagte und Überstunden machte und Boys Einladungen zum Mittagessen, zu endlosen Abenden in Nachtclubs und Vier-Tage-Wochenenden in Landhäusern widerstand.

Aber trotz seines zügellosen, beinahe hedonistischen Lebensstils war Boy tatsächlich ein netter Kerl und überraschend loyal seinen Freunden gegenüber (nicht jedoch gegenüber seinen Frauenbekanntschaften); Giles hatte ihn in Eton und Oxford mehrmals in kniffligen Situationen gedeckt und, was wahrscheinlich noch wichtiger war, ihn in den Kreis seiner Familie eingeführt. Dieser ganz eigene und etwas andere Glanz faszinierte Boy und bereitete ihm große Freude.

Celia behauptete, er würde mit Sicherheit in die Fußstapfen seines zweimal geschiedenen Vaters treten, der sich mit einer Reihe von Geliebten umgab. Aber sie mochte ihn sehr; er war amüsant, und es fiel ihr schwer, seinen koketten Schmeicheleien zu widerstehen, obwohl sie sie durchschaute. In ihren Augen war sein größtes Verbrechen nicht seine Extravaganz oder seine freizügige Art zu leben, sondern sein Müßiggang, seine Fähigkeit, den ganzen Tag nur zu tun, was ihm Vergnügen bereitete, ohne jeglichen Ehrgeiz zu zeigen. Das war eine Schande, wie sie ihm oft streng sagte, denn er hatte einen scharfen Verstand und sein Studium in Oxford in den klassischen Hauptfächern mit Bestnote abgeschlossen.

Die Zwillinge beteten ihn an: Er sah wirklich sehr gut aus. In seinen dunklen Augen lag ständig ein amüsiertes Ausdrück, sein schwarzes Haar war glatt zurückgekämmt, er trug teure Kleidung, besaß einen Stall voller Autos und eine supermoderne Wohnung im Albany. Er war charmant, unterhaltsam, reich und vollkommen unbekümmert. Alles, was ernstzunehmender war als die nächste Party, das letzte Pferderennen, die neueste Mode oder eine Klatschgeschichte interessierte ihn nicht.

Die Zwillinge waren völlig überdreht und erzählten gewagte Witze, was aber niemanden zu stören schien. Celias schlechte Laune war verflogen; sie zeigte sich von ihrer witzigsten und charmantesten Seite und flirtete abwechselnd mit Boy und einem sehr attraktiven jungen Mann, den Adele ihr als ihren tollen Freund Charley vorgestellt hatte. Oliver war eher schweigsam und genoss gutmütig das Treiben um sich herum, obwohl er sich wie üblich auf Partys nicht sonderlich wohl fühlte.

Wenn Barty nur hier wäre, dachte Giles. Ohne sie schien die Familie nicht komplett zu sein. Eigentlich eine Ironie, denn genau genommen gehörte sie nicht dazu. In ihrer Gegenwart fühlte er sich immer glücklich und entspannt; allein der Gedanke an sie hob seine trübe Stimmung. Er stellte sich vor, wie sie in ihrem Zimmer in Oxford saß und sich ruhig und mit Verstand an die Arbeit machte ...

Gott sei Dank bin ich jetzt nicht dort, dachte Barty, schob ihre Bücher zurück und griff nach ihrer Kakaotasse. All die Jahre über, selbst nach ihrem Umzug nach Oxford, hatte sie dasitzen und lächeln müssen, bis ihr das Gesicht wehtat, und sich verzweifelt bemüht, mit dem armen Jungen, den

man neben sie gesetzt hatte, ein angemessenes Gespräch zu führen. Die meisten hatten nicht so recht gewusst, was sie von ihr halten sollten – war sie nun eine Lytton oder nicht? Oh, es war jedes Mal schrecklich gewesen. In diesem Jahr hatte sie die perfekte Ausrede gehabt. Einer der glücklichsten Tage in ihrem Leben – wie sie oft dachte, aber natürlich nie laut aussprach – war der Tag ihrer Abreise nach Oxford gewesen, als sie das riesige Haus am Cheyne Walk verlassen hatte, um sich für die nächsten drei Jahre ein eigenes Heim im College Lady Margaret Hall zu schaffen. Als sie Celia zum Abschied zugewinkt hatte, hatte sie nur Freude und keinerlei Bedauern empfunden – sie war nicht einmal nervös gewesen. Natürlich hatte sie Celias offensichtliche Traurigkeit berührt, und auch, dass sie ihren lieben Wol, wie sie Oliver immer genannt hatte, verlassen musste. Sie war in das Gebäude zurückgegangen und die Treppen zu ihrem Zimmer hinaufgestiegen. Über eine Stunde lang hatte sie einfach nur dagesessen, ohne irgendetwas zu tun, und darüber nachgedacht, wie schön es war, zum ersten Mal in ihrem Leben etwas zu haben, was ihr rechtmäßig zustand, und sich an einem Ort zu befinden, an den sie gehörte.

Und nun war diese Zeit fast vorbei, und sie war traurig und gleichzeitig gespannt, wohin es sie als Nächstes verschlagen würde. Ganz sicher nicht zum Cheyne Walk, zumindest nicht für lange ...

Das Abendessen war fast vorbei, die Gespräche wurden ruhiger, und der Glanz des frühen Abends verflog langsam. Venetia stand auf. »Wie wäre es, wenn wir jetzt alle ins Embassy fahren? Es ist schon spät, und die anderen werden auch dort sein, und ...«

»Einen Moment«, unterbrach Oliver sie. »Wir haben einen Toast vergessen. Auf Cousine Maud. Na los!«

Auch das gehörte zur Tradition: Die Familienmitglieder hoben ihre Gläser, und den Außenstehenden wurde rasch der Grund dafür erklärt.

»Alles Gute zum Geburtstag, Maud«, sagte Adele.

»Prost«, fügte Venetia hinzu. »Auf deinen Geburtstag, Maud.«

»Was ist das nur für ein schrecklicher Ausdruck, Venetia«, tadelte Lady Beckenham. »Wo um alles in der Welt hast du dieses Wort aufgeschnappt?«

»Was meinst du? Prost? Das sagt heutzutage jeder, Grandma.«

»Das macht es nicht besser. Wie auch immer, wie geht es deinen Verwandten, Oliver?« Lady Beckenham stellte vor Außenstehenden gern klar, dass jegliche Vulgarität nicht von der Beckenham-Seite der Familie kam.

»Sehr gut, vielen Dank, Lady Beckenham.« Obwohl er nun seit vierundzwanzig Jahren mit ihrer Tochter verheiratet war, brachte Oliver es nicht fertig, sie auf eine vertraulichere Weise anzusprechen. Das war nicht verwunderlich, denn schließlich nannte sie ihren eigenen Ehemann immer noch »Beckenham«.

»Wir finden, dass es Zeit für einen weiteren Besuch wird. Gleichgültig, wer zu wem fährt. Ich bin der Meinung, wir alle sollten sie besuchen, auch Giles. Er muss sich ohnehin endlich mal den Außenposten des Lytton-Imperiums anschauen. Onkel Robert würde sich sicher freuen, uns zu sehen.«

»Venetia, Robert hat ebenso viel zu tun wie wir«, erklärte Celia bestimmt. »Er hat mit Sicherheit keine Zeit,

für euch und Maud allen möglichen Unsinn zu veranstalten.«

»Mummy, Maud und wir würden uns natürlich selbst um alles kümmern«, erwiderte Adele. »Und jetzt müssen wir wirklich los. Na, kommt schon! O Sebastian, du hast es ja doch noch geschafft. Wie schön, aber leider, leider brechen wir gerade auf.«

»Ihr geht? Was? Bin ich so spät dran?« Sebastian Brooke betrat lächelnd den Raum. »Es tut mir so leid. Oliver, wie schön, dich zu sehen. Celia, bitte verzeih mir. LM, Gordon, guten Abend. Und Lady Beckenham, was für eine Freude. Lord Beckenham, wie geht es Ihnen?«

Er ging von einem zum anderen, lässig und mit perfektem Charme, und verlieh dem Abend eine neue Wendung. Der alte Mistkerl, dachte Giles, obwohl er ihn sehr mochte. Er konnte mit seinem Charme Vögel nicht nur aus den Bäumen, sondern sogar in einen Käfig locken, wo sie verückt sitzen bleiben würden, ohne dass man die Tür hinter ihnen schließen musste. Nur Giles' Mutter wirkte unbeeindruckt; sie nickte nur kühl und schenkte Sebastian ein frostiges Lächeln.

»Sebastian.« Adele hakte sich bei ihm unter. »Wir gehen ins Embassy. Willst du mit uns kommen? Du tanzt doch gern, und da heute Donnerstag ist, könnte sogar der Prince of Wales da sein ...«

»Mein Schätzchen, ich bin doch gerade erst gekommen. Da kann ich doch unmöglich eine so schöne Party gleich wieder verlassen.«

»Aber die Party ist vorbei«, erklärte Venetia. »Wir gehen jetzt alle.«

»Nicht alle«, berichtigte Oliver sie. »Einige von uns Älteren bleiben hier.«

»Und das werde ich auch tun, Mädchen. Beinahe hätte ich es vergessen – hier sind eure Geschenke. Sie kommen von Herzen.«

Die Zwillinge öffneten die Päckchen mit der Aufschrift des Juweliers Asprey und zogen zwei silberne Zigarettenetuis heraus. »Oh, wie hübsch!«, riefen sie. »Ganz bezaubernd!«

Venetia beobachtete, wie Boy Warwick ausgelassen mit Bunty Valance tanzte, und fragte sich, ob sie und Adele sich geirrt hatten, und ob er auch nur ein kleines bisschen an ihr interessiert war. Er hatte bisher nur einmal mit ihr getanzt. Danach hatte er mit Babs Rowley einen Charleston aufs Parkett gelegt und mit Adele einen Foxtrott, und nun tanzte er mit irgendeinem Mädchen, das er nicht auf ihrer Party, sondern hier kennengelernt hatte, einen sehr auffallenden Blackbottom. Als er an ihren Tisch zurückkam, wischte er sich theatralisch über die Stirn.

»Das war anstrengend. Noel Coward ist hier – hast du gesehen, wie gut er tanzt? Und wir hatten Recht, der Prince ist auch da. Mit Thelma.«

»Es ist mir völlig gleichgültig, mit wem er hier ist«, erwiderte Venetia schmollend, aber sie starrte den Prince of Wales und die wunderschöne Lady Furness fasziniert an.

»Sieht sie nicht toll aus?«, warf Adele ein, die sie ebenfalls beeindruckt beobachtete.

»Nicht so gut wie du, Schätzchen«, entgegnete Boy. »Nicht so gut wie ihr beide.« Er nahm ihre Hände in seine und küsste sie. »Kommt mit, ich möchte ausprobieren, ob ich mit euch beiden gleichzeitig tanzen kann.«

Später spielte die Band einen Walzer. Venetia tanzte

allein mit Boy, spürte seine weiche Hand an ihrem nackten Rücken und seinen warmen Körper an ihrem. Sie schmiegte sich ein wenig zu eng an ihn.

»Das ist schön«, flüsterte er ihr ins Ohr. »Sehr schön. *Du* bist wunderschön, Venetia. Und in diesem Kleid siehst du aus wie die Frau auf einem Druck, den ich vor Kurzem gekauft habe. Von Lepape.«

Natürlich war ihr Lepape ein Begriff. Vor allem seine fantastischen Titelbilder für die *Vogue* waren ihr bekannt. Die Zwillinge verbrachten zwar viele ihrer Tage mit Einkaufen und viele ihrer Nächte mit Tanzen, aber sie hatten in ihrem Elternhaus auch viel wichtiges Wissen mitbekommen.

»Meine Güte. Du hast Drucke von Lepape?«

»Ja. In meiner Wohnung. Du solltest du sie dir demnächst einmal anschauen. Ihr beide«, fügte er nach einer kaum wahrnehmbaren Pause hinzu.

Venetia atmete tief durch.

»Wir gehen nicht immer zusammen überallhin.« Sie lächelte ihn an. Und dann war sie zutiefst entsetzt über sich selbst. Beinahe zum ersten Mal in ihrem Leben hatte sie ihre enge Nähe und Loyalität zu Adele verraten.

»Gut«, war alles, was Boy Warwick dazu sagte.

»Nun, erzähl uns alles über deine Lesung«, forderte Celia Sebastian auf. »Sie war wohl sehr gut besucht.«

Sie befanden sich immer noch im Esszimmer, waren aber jetzt fast allein, vor allem, da Kit unter Protest ins Bett geschickt worden war.

»Allerdings«, erwiderte Sebastian. »Ich habe heute Abend sehr viele Bücher verkauft.«

»Großartig, gut gemacht«, lobte Oliver. »Und wie steht es mit dem fünften Band von *Meridian Times*? Wir werden ... ich meine ...« Er verstummte, und Sebastian lachte.

»Oliver, natürlich werdet ihr das nächste Buch bekommen. Habe ich euch jemals im Stich gelassen? Es wird rechtzeitig zur Veröffentlichung in der Weihnachtszeit fertig sein. Und mit ein wenig Glück werden wie bisher viele Kinder schon darauf warten – und ein paar Hundert werden noch dazukommen.«

»Das wollen wir hoffen.« Oliver klopfte rasch auf den Tisch.

»Gewiss«, meinte Celia. »Aber natürlich darf man das nicht als selbstverständlich betrachten. Trends kommen und gehen – im Verlagswesen ebenso wie in allen anderen Bereichen. Diese neuen Bücher von A. A. Milne sind im Moment sehr angesagt.«

»Meine Liebe, ich glaube kaum, dass ein paar skurrile Geschichten und Gedichte über einen Spielzeugbären es mit Sebastians aufwändig geschriebenen Zeitreisen aufnehmen können.«

»Nun, ich ...«, begann Sebastian. »Ich, na ja, ich möchte euch etwas sagen. Ich hoffe, ihr freut euch für mich.«

Er stand auf und ging um den Tisch herum. Die beiden sahen ihm dabei zu, ohne weiter überrascht zu sein. Sebastian war nicht in der Lage, während einer Mahlzeit, eines Theaterstücks oder einer Zugreise ohne mehrere Unterbrechungen sitzen zu bleiben.

Abrupt nahm er wieder Platz und trank sein Glas Portwein aus. »Es geht um Folgendes: Ich habe ... ich möchte euch von jemandem erzählen. Von jemandem, den ich kennengelernt habe.«

»Jemanden?« Oliver lächelte ihn freundlich an. »Eine Frau?«

»Ja, eine Frau. Eine ganz besondere Frau, eine sehr, sehr ... nun ja, eine Frau, die sehr wichtig für mich geworden ist.«

»Das kommt ziemlich überraschend«, meinte Celia. Sie sah ihn ruhig und ausdruckslos an. »Erzähl uns mehr.«

»Gern. Ja, es ist auch für mich überraschend gekommen. Ich kenne sie erst seit etwa einem Monat. Ich habe sie bei einer Lesung getroffen. Sie arbeitet als Bibliothekarin in der Bodleian Library.«

»Eine Bibliothekarin!« Celias Stimme klang, als hätte sie eine Prostituierte akzeptabler gefunden.

»Erzähl weiter, alter Knabe«, forderte Oliver ihn auf. »Dürfen wir ein wenig mehr über sie wissen? Ihren Namen vielleicht?«

»Sie heißt Pandora. Pandora Harvey. Sie wohnt in Oxford, allein in einem kleinen Haus.«

»Klar, ein größeres braucht sie wohl nicht.« Oliver versuchte, die Situation etwas aufzulockern. Sebastian warf ihm einen dankbaren Blick zu und lächelte.

»Stimmt. Sie ist einunddreißig«, fügte er hinzu. »Sehr charmant und natürlich sehr hübsch. Ich hätte euch schon eher von ihr erzählt, aber – wie soll ich sagen – es war mir ein wenig peinlich, dass mir das passiert ist.« Er zögerte kurz und fuhr dann rasch fort. »So plötzlich und so unmissverständlich. In meinem fortgeschrittenen Alter.«

»Das klingt sehr ... ernst«, sagte Celia.

Sebastian sah sie an und schwieg sehr lange. »Es ist ernst«, erwiderte er schließlich. »Sehr ernst sogar.«

Celia bemühte sich um ein wohlwollendes Lächeln. »Nun, dann freuen wir uns darauf, sie kennenzulernen.«

»Das wird nicht mehr lange dauern«, sagte Sebastian.
»Denn wir werden heiraten.«

Wieder herrschte Schweigen. »Heiraten?«, stieß Celia so heftig hervor, dass das Wort die Stille zerriss. »Du willst heiraten?«

»Ja. Ja, ich werde heiraten.«

»Ich verstehe«, sagte Celia, und Oliver schien sich plötzlich nicht mehr in diesem Raum zu befinden. »Schon bald?«

»Ja, Celia. Sobald wir alles arrangiert haben. Wir haben keinen Grund, länger zu warten.«

»Verstehe«, wiederholte sie, lehnte sich auf ihrem Stuhl zurück und starrte ihn an. Dann hob sie die Hand, um sich eine Zigarette zu nehmen, und stieß dabei ihr Glas um. Der Rotwein breitete sich langsam auf dem weißen Tischtuch aus, düster und irgendwie bedrohlich – es sah auf erschreckende Weise aus wie Blut.



KAPITEL 3

Oh, mein Schätzchen, ich gratuliere dir! Ich bin so froh – und stolz. Das sind wunderbare Neuigkeiten. Du bist sicher außer dir vor Freude. Ich werde eine große Party organisieren, damit wir gebührend feiern können.«

»O nein, bitte nicht!« Barty spürte vertraute Panik in sich aufsteigen. »Ehrlich, Tante Celia, das möchte ich lieber nicht.«

»Aber warum nicht? Du hast es verdient, und wir hätten alle Spaß daran ...« Sie klang verletzt, und Barty hatte sofort ein schlechtes Gewissen. Sie atmete tief durch und zwang sich dazu, Begeisterung in ihre Stimme zu legen.

»Ja, sicher, das schon, und ich würde mich freuen. Vielen Dank. Aber vielleicht könnten wir das um ein oder zwei Wochen verschieben. Ich bin schrecklich erschöpft, und ...«

»Natürlich. Vielleicht in drei Wochen? Ich fürchte allerdings, der Sommer wird dann fast vorüber sein.«

Barty holte noch einmal tief Luft. »Das wäre wunderbar, Tante Celia. Danke.«

»Gut. Gib mir so bald wie möglich eine Liste mit den Namen der Leute, die du einladen möchtest. Und heute Abend werden Wol und ich dich zum Essen ausführen. Giles, die Zwillinge und Kit werden wahrscheinlich mit-

kommen wollen. Soll ich Giles von deinem Erfolg erzählen, oder willst du das lieber selbst machen?»

»Ich würde es ihm lieber selbst erzählen. Vielleicht, wenn er nach Hause kommt ...«

»Ach, ruf ihn doch jetzt sofort an. Ich befürchte, ich kann es nicht lange für mich behalten. Was haben die Zwillinge gesagt? Sie sind sicher begeistert.«

Barty erklärte, dass sie noch nicht aufgestanden seien. »Aber Kit hat sich sehr gefreut.«

»Natürlich. Sag der Köchin, sie soll euch etwas Besonderes zum Mittagessen zubereiten. Bis dann, Schätzchen. Und noch einmal herzlichen Glückwunsch.«

»Danke. Für alles. Bis später.«

Sie legte auf und dachte, wie immer bei solchen Gelegenheiten, traurig darüber nach, wie sehr ihre Mutter sich gefreut hätte und wie stolz sie gewesen wäre, auch wenn sie das alles nicht ganz verstanden hätte. Billy würde hocherfreut sein; sie würde es ihm gleich berichten. Aber nur ihm – der Rest ihrer eigenen Familie würde nicht verstehen, was sie erreicht hatte, und sich auch nicht dafür interessieren. Es hatte keinen Sinn, es einem von ihnen zu erzählen.

In solchen Momenten fühlte Barty sich sehr einsam ...

»Sie hat tatsächlich ihren blöden Abschluss mit Auszeichnung bestanden.« Venetia betrat ihr gemeinsames Wohnzimmer, in dem Adele sich gerade die Nägel lackierte.

»O Gott, das wird eine Aufregung geben. Ich höre Mummy schon pausenlos darüber reden. Hat sie es dir gesagt?»

»Nein, Kit. Er freut sich riesig. Sie wollen heute zum Abendessen ausgehen und feiern.«

»Können wir uns irgendwie davor drücken?«

»Ich glaube nicht. Es ist ja keiner da.« Sie klang verärgert, und Adele wusste, warum. Boy war auf einer Kreuzfahrt im Mittelmeer. Er hatte Celia und Oliver gefragt, ob sie und Adele mitkommen könnten, aber da keine geeigneten Begleitpersonen dabei waren, hatten sie es nicht erlaubt.

Die Lyttons hatten zu einem späteren Zeitpunkt eine Villa in Südfrankreich reserviert. »Das wird sicher ein Riesenspaß«, hatte Adele düster prophezeit. »Nur Familie, nicht einmal Sebastian. Gott, ist das deprimierend.«

Die Saison war vorbei, und die Zwillinge langweilten sich fürchterlich. Einige ihrer Freundinnen hatten bereits Verlobungsanzeigen mit verträumten Fotos im *Tatler* veröffentlicht; obwohl sie aufgehende Sterne am gesellschaftlichen Firmament waren, hatten sie keinen so großen Erfolg gehabt, wie sie oder ihre Mutter sich das möglicherweise gewünscht hatten.

»Komm, lass uns gehen. Sie ist ein kluges Mädchen, aber ich will nicht auch noch beim Mittagessen darüber reden müssen. Wir gehen jetzt einkaufen. Kit ist schließlich auch noch da ...«

Brunson betrat den Morgensalon, und Barty lächelte ihn an.

»Telefon, Miss Miller.«

Diese Anrede überraschte sie immer wieder. Für die Bediensteten war sie immer Miss Barty gewesen, bis sie nach Oxford gegangen war. Dann wurde sie durch einen merkwürdigen gesellschaftlichen Prozess, angeregt durch Celia, wie sie vermutete, plötzlich zu Miss Miller. Es klang wichtiger und passend für eine Erwachsene, aber gleich-

zeitig machte es auf unangenehme Weise noch deutlicher, dass sie nicht zu den Lyttons gehörte.

»O danke, Brunson. Wer ist es?«

»Mr Miller, Miss Miller.«

Billy! Er rief sonst nie an.

»Billy? Hallo, ist etwas passiert?«

»Nein, ich wollte dir nur gratulieren. Gut gemacht. Du hast es verdient.«

»O Billy, vielen Dank. Aber woher weißt du es, und wie ...«

»Lady Beckenham hat es mir gesagt. Sie lief ganz aufgereggt durch den Garten zu mir und sagte, ich müsse sofort ins Haus kommen und dich anrufen.«

»O Billy, das war wirklich freundlich von ihr.« Bartys Augen füllten sich mit Tränen, und sie schluckte heftig.

»Ja, sie ist sehr nett. Das weiß ich besser als jeder andere. Und sie hat sich gefreut wie eine Schneekönigin. Und ich freue mich auch riesig. Du hast Verstand, Barty, wirklich. Mum wäre begeistert.«

»Ja«, stimmte Barty ihm zu. »Das wäre sie.«

»Barty, meine Liebe, hier ist Sebastian. Ich wollte dir gratulieren. Das sind ja fantastische Neuigkeiten! Ich bin so stolz auf dich. Nicht dass ich ein Recht darauf hätte, aber ich bin stolz und begeistert.«

»Wer hat es dir gesagt?«

»Oliver. Ich war heute Morgen bei Lyttons, und er und Celia saßen da wie zwei Katzen vor einem riesigen Sahnetopf. Darf ich dich zum Mittagessen einladen?«

»Kit und ich essen hier. Die Köchin bereitet gerade ein Festmahl zu. Komm doch zu uns.«

»Tja, das klingt verlockend. Sind die Terror-Zwillinge auch da?«

»Nein, sie gehen aus.«

»Dann komme ich gern. Ich freue mich auf dich.«

Sebastian kam kurz vor Mittag, in einer Hand einen großen Strauß Rosen, in der anderen eine Flasche Champagner. Er reichte die Flasche Brunson, zog Barty an sich und umarmte sie. »Du kluges, kluges Mädchen. Es ist großartig. Pandora schickt dir ganz herzliche Grüße.«

»Vielen Dank. Richte ihr bitte auch meine Grüße aus. Geht es ihr gut?«

»Sehr gut. Sie hat viel zu tun mit der Hochzeit.«

»Wol hat mir gesagt, ihr wollt im September heiraten. In ihrem Haus in Oxford. Eine wunderbare Idee – es ist sehr hübsch dort.«

»Ganz meine Meinung. Ich hab höllische Schwierigkeiten, sie davon zu überzeugen, nach der Hochzeit hierher zu ziehen. Sie will unbedingt dort bleiben.«

»Und warum ziehst du nicht zu ihr?«, fragte Barty.

»Weil ich mich in meinem Haus in London sehr wohl fühle.«

»Nun, ihr könntet auch die Zeit aufteilen und mal hier und mal dort wohnen.«

»Und wo soll ich meine Bücher aufbewahren?«

»Ein paar Exemplare hier und ein paar dort.«

»Hast du etwa mit Pandora gesprochen?«, fragte Sebastian misstrauisch.

»Nein, natürlich nicht. Aber mir erscheint das einleuchtend. Und ihr Haus ist wunderschön.«

»Das ist mein Haus auch. Nun komm, lass uns die Flasche Champagner köpfen. Kit, hallo, mein Junge. Wie geht's

dir? Was sagst du dazu, dass wir eine Intelligenzbestie in unserer Mitte haben? Da müssen wir uns ganz schön anstrengen, um mitzuhalten.«

Kit grinste, schüttelte ihm zuerst die Hand und umarmte ihn dann; die beiden mochten sich sehr gern. Barty beobachtete sie, wie sie sich auf das Sofa setzten und fröhlich miteinander plauderten. Auf eine merkwürdige Weise ähnelten sie sich sehr. Beide hatten goldblonde Locken, beide waren sehr charmant. Und sie gehörten für sie zu den liebsten Menschen auf dieser Welt.

Einige Jahre lang war sie fast ein bisschen verliebt in Sebastian gewesen, und auch jetzt fand sie immer noch, dass er unglaublich gut aussah. Wie ein Filmstar oder zumindest wie ein romantischer Poet. Frauen fanden ihn unwiderstehlich. Selbst LM hielt ihn für einen sehr attraktiven Mann, und die Zwillinge sagten, bei ihm würde man glatt dahinschmelzen – ihr neuester alberner Ausdruck. Nur Celia schien unempfänglich für sein gutes Aussehen zu sein.

Barty fragte sich manchmal, ob Celia Sebastian überhaupt leiden konnte. Giles hatte ihr erzählt, dass sie richtig gemein zu ihm gewesen sei, als er zwei Stunden zu spät zum Geburtstagsdinner der Zwillinge gekommen war: »Der arme Kerl hatte nur gearbeitet wie immer und eine zweite Lesung gehalten, weil die erste ausverkauft gewesen war.« Außerdem habe sie sich ziemlich komisch angestellt, als es darum ging, Pandora kennenzulernen. »Doch plötzlich hat sie eine große Dinnerparty für sie gegeben, war unglaublich charmant und hat immer wieder gesagt, dass Sebastian sie gar nicht verdiene.«

Tatsächlich dachte Sebastian das auch; er hatte nie geglaubt, dass er noch einmal so für jemanden empfinden

würde wie für Pandora. Männer mit siebenundvierzig und einer beträchtlichen Vergangenheit, einschließlich einer Ehe und zahlreicher Affären, egoistische Einzelgänger mit eingefahrenen Gewohnheiten und einer atemberaubend erfolgreichen Karriere, die ihre ganze Aufmerksamkeit erforderte und ihr Leben bestimmte, konnten nicht erwarten, sich noch einmal zu verlieben. Und doch war es geschehen – ohne Warnung, auf wundersame Weise und ohne dass er etwas dagegen hätte tun können.

Es war ihre Stimme, in die er sich zuerst verliebt hatte. Er hatte nach einer Lesung in der Bodleian Library gesessen, eine scheinbar unendliche Reihe seiner Bücher signiert und dabei seine jungen Leser und deren Eltern, die nach und nach an seinen Tisch kamen, höflich angelächelt. Wieder und wieder sagte er, wie sehr er sich freue, dass ihnen sein letztes Werk gefiele. Interessant, dass sie das erste Buch immer noch bevorzugten, und nein, er habe im Augenblick kein Lieblingsbuch, und ja, natürlich könne er »Für Freddy« über seine Unterschrift setzen, und nein, es mache ihm gar nichts aus, ein altes Exemplar der ersten Auflage zu signieren. Und dann hörte er sie. Diese sanfte, leise und unglaublich süße Stimme, die ihm anbot, noch weitere Bücher aus den Kisten in der Ecke zu holen. Er schaute auf und sah ein kleines, herzförmiges Gesicht vor sich, zwei große braune Augen und ein weiches, mitfühlendes Lächeln. Plötzlich durchfuhr ihn ein Gefühl des Wiedererkennens, so heftig, dass es körperlich zu spüren war und ihn verwirrte und ein wenig schwindlig machte.

»Das wäre sehr freundlich«, hatte er gesagt und versucht, sich wieder zu beruhigen. »Natürlich nur ein paar, oder vielleicht hilft Mr Jarvis ihnen, er ist normalerweise ...«

Sie lächelte wieder und wandte sich ab; sie war klein, wie er feststellte. Sehr klein. Ihr goldbraunes Haar wurde mit einer großen Schildpattspange zusammengehalten und fiel ihr wie eine lange Schlange über den Rücken. Ihre Bewegungen waren schnell und anmutig. Als sie mit den Büchern zurückkam, bedankte er sich vielmals und fühlte sich wie beraubt, als sie ihn wieder verließ. Nach der Lesung ging er zu ihr hinüber.

»Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Hilfe«, sagte er.
»Vielen Dank.«

»Keine Ursache«, erwiderte sie. »Ihre Gespräche mit den Lesern haben mir gefallen.«

»Ich habe sie manchmal satt«, gestand er. »Sie wiederholen sich, und mir erscheinen sie langweilig, aber die Leute haben heute Nachmittag Gefallen daran gefunden, oder?«

»O ja, da bin ich ganz sicher.«

»Und es waren nicht wenige. Das ist immer eine Nervenstrapaze für mich. Ich weiß vorher nie, ob jemand zu den Lesungen kommen wird, ob die Leute an den richtigen Stellen lachen werden. Daran werde ich mich nie gewöhnen. Verrückt, finden Sie nicht auch?«

»Ja, ich meine, nein.« Sie sah ihn ruhig an. »Mr Brooke, ich möchte nicht unhöflich sein. Ihre Lesung hat mir sehr gefallen, und ich bin sicher, dass auch alle anderen Anwesenden begeistert davon waren, aber ich würde jetzt gern schließen. Es ist schon recht spät.«

»O Gott, es tut mir leid. Wie selbstüchtig von mir. Bitte verzeihen Sie mir. Und nochmals vielen Dank.«

»Nicht der Rede wert. Gute Nacht.«

»Gute Nacht, Miss ...«

»Harvey. Pandora Harvey.«

Er war die Nacht in Oxford geblieben und am nächsten Tag wie von einer unwiderstehlichen Macht getrieben zur Bibliothek zurückgekehrt. Sie kam genau zu dieser Zeit heraus, um sich etwas zum Mittagessen zu besorgen. Anschließend wollte sie eine Woche bei ihrer Mutter verbringen. Er lächelte sie an und sagte ihr, wie sehr er sich freue, sie wiederzusehen, und dass er sie gern auf einen Tee einladen würde, um sich für ihre Freundlichkeit am Abend zuvor zu bedanken. Sie lachte und erwiderte, eine Tasse Tee wäre wundervoll, vielleicht mit einem Sandwich, denn sie habe Hunger.

Er fuhr mit ihr in seinem Wagen aufs Land zum Trout Pub, wo sie ihn überraschte, indem sie sich ein kleines Bier bestellte. Sie beobachteten die Pfaue und entdeckten unter anderem eine gemeinsame Leidenschaft für die Gemälde von Modigliani, die Musik von George Gershwin und die literarischen Werke von A. A. Milne. »Ich hoffe, Sie finden es nicht beleidigend, dass ich einen Konkurrenten von Ihnen so sehr schätze«, fügte Pandora besorgt hinzu.

Sebastian versicherte ihr, dass ihm das nichts ausmache. Und dann erklärte sie sich damit einverstanden, ihre Mutter anzurufen und den Besuch bei ihr auf den nächsten Tag zu verschieben. Er lud sie zum Abendessen bei Randolph ein, und sie unterhielten sich so lange in dem Restaurant, bis sie fast ganz allein waren und die Kellner beinahe einschliefen. Sebastian sagte ihr, dass sie das jetzt wahrscheinlich nicht ernst nehmen würde, aber dass er sich in sie verliebt habe. Und sie erwiderte, erfreulicherweise ganz ohne weibliche Tücke, dass sie das sehr gern ernst nehmen würde.

Eine Woche später rief sie ihn aus ihrem kleinen Haus in Oxford an und lud ihn für den folgenden Samstag zum Abendessen ein. Sebastian brachte eine Flasche edlen Rot-

wein, einen großen Strauß weißer Rosen und ein signiertes Exemplar der Erstausgabe von *The House at Pooh Corner* mit. Zu seiner Enttäuschung waren noch ein paar andere Freunde eingeladen, aber als sie alle nach einem wunderbaren Abend und einem großartigen Essen gegangen waren, sagte sie ihm, dass auch sie sich in ihn verliebt habe und sehr glücklich wäre, wenn er immer noch so für sie empfinden würde. Am nächsten Morgen wachte Sebastian in ihrem Bett auf, und ihr zarter Körper, der auf eine beinahe erschreckende Weise Vergnügen spenden und empfangen konnte, war an seinen geschmiegt. Noch am gleichen Tag bat er sie, ihn zu heiraten, und sie willigte ein.

So einfach und unkompliziert war das alles gewesen.

Natürlich hatte er gewusst, dass Celia sich aufregen würde. Er hatte mit allem gerechnet: mit der eiskalten Verachtung, dem Zorn, der Kränkung. Deshalb hatte er es wochenlang hinausgeschoben und schließlich beschlossen, ihr die Neuigkeiten am Geburtstag der Zwillinge zu sagen, an dem sie sich ganz bewusst in Familienstimmung versetzen würde. Oliver mit seiner immer freundlichen Art würde da sein, und mit ein wenig Glück auch LM, die stets ruhig und zuvorkommend war. Er hatte nicht erwartet, dass die Party schon vorbei sein und es im Haus keine Zerstreung mehr geben würde. Wie auch immer – er hatte es hinter sich gebracht. Bedauerlicherweise hatte Oliver darauf bestanden, mit einem Glas Champagner anzustoßen, aber das hatte zumindest von dem verschütteten Wein und Celias Ärger darüber abgelenkt. Irgendwie hatten sie es geschafft, eine Stunde hinter sich zu bringen, bis er sich, ohne unhöflich zu erscheinen, wieder verabschieden und erschöpft nach Hause zurückfahren konnte.

»Also, mein kleines Genie, was hast du jetzt vor?« Sebastian schenkte Barty nach. »Eine wohlverdiente Pause einlegen?«

»Du lieber Himmel, nein. Ich muss immer etwas zu tun haben.«

»Ich weiß, aber ein paar Wochen Freizeit wären keine schlechte Idee. Fährst du mit zu dieser Villa?«

»Wahrscheinlich.« Barty seufzte. »Eigentlich habe ich keine Lust dazu, aber mir fällt keine Entschuldigung ein, und ...«

»Könnte Spaß machen.«

»Spaß? Nein, sicher nicht«, entgegnete Barty.

»Was meinst du damit?« Kit hatte sich eine Limonade geholt.

»O nichts«, antwortete Barty rasch. »Ich habe nur davon gesprochen, dass ich jetzt Oxford verlassen und mir einen Job suchen muss.«

»Aber Barty, du musst dir keinen Job suchen«, wandte Kit ein. »Du hast doch schon einen.«

»Ach ja?«

»Natürlich.«

»Und welcher Job wäre das?«, fragte Barty neugierig.

»Nun, du arbeitest bei Lyttons. Alle in der Familie tun das.«

»Aber ich bin keine ...« Barty hielt inne.

»Die Terror-Zwillinge arbeiten nicht dort«, warf Sebastian ruhig ein.

»Wahrscheinlich erst, wenn sie ein bisschen älter sind. Ich habe gehört, wie Mummy mit Vater darüber gesprochen hat. Und sie hat gesagt, dass Barty natürlich auch dort arbeiten wird. Sobald sie aus Oxford zurückkommt. Sie hat gesagt, dass du eine wunderbare Lektorin werden wirst.

Besser als Giles«, fügte Kit grinsend hinzu. »Mutter sagt, er verstehe nicht viel davon.«

»Aber ...« Barty unterbrach sich wieder.

»Er könnte ein guter Lektor werden«, sagte Sebastian rasch, »aber Oliver sieht ihn eher im betriebswirtschaftlichen Bereich. LM sagt, er könne sehr gut mit Zahlen umgehen.«

»Na bitte«, erwiderte Barty. »Viel wichtiger als ein Lektor.«

»Auf jeden Fall will sie, dass du Lektorin wirst«, erklärte Kit. »Also gehe ich davon aus, dass das auch so sein wird.« Er schenkte ihr sein engelsgleiches Lächeln.

Nach dem Mittagessen gingen Sebastian und Barty am Fluss spazieren; sie war sehr still und wirkte abwesend.

»Was ist los?«, erkundigte er sich.

»Oh ... na ja, ich ... ich will eigentlich gar nicht bei Lyttons arbeiten.«

»Weil es zu einfach wäre? Und weil die Leute darüber reden würden?«

»Ja. Und weil ...«

»Was?« Er legte ihr den Arm um die Schultern. »Komm schon, mir kannst du es doch sagen.«

»Na ja ... Es würde bedeuten, dass ich noch dankbarer sein muss. Mir noch mehr ins Bewusstsein rufen muss, wie viel Glück ich hatte. Ich bin es so leid, Sebastian. Ich habe es wirklich satt.«

Die Ferien in der Villa in Cap d'Antibes waren kein großer Erfolg; die Zwillinge waren gelangweilt und gereizt und weigerten sich, Tennis zu spielen oder im Pool zu schwimmen. Giles litt so stark unter der Hitze, dass er die meiste Zeit im Haus verbringen musste, und Oliver hatte sich eine

dieser Mageninfektionen zugezogen, für die er seit dem Krieg anfällig war. Nur Kit und Jay, der sie begleitete, waren überaus glücklich – sie spielten lärmend den ganzen Tag im Pool, tauchten und sprangen wie Fische im Wasser herum. Celia lag erstaunlich gelassen unter den Bäumen auf einer Liege und las Manuskripte, und Barty erstaunte alle, auch sich selbst, weil sie sich plötzlich zur Sonnenanbeterin entwickelte. Ihr Gesicht und ihr Körper nahmen einen perfekten goldbraunen Ton an, in ihrem langen lohfarbenen Haar zeichneten sich helle Strähnen ab, und auf ihrer kleinen Nase erschienen kleine hübsche Sommersprossen. Jeden Morgen sprang sie in den Pool und schwamm eifrig einige Bahnen, begleitet von Celia, die sehr viel Wert auf eine schlanke Figur und Fitness legte.

In der letzten Woche tauchte überraschend Boy Warwick mit einigen Freunden auf. Sie waren für ein paar Tage in Port de l'Olivette vor Anker gegangen und mit einem Wagen herübergefahren. Sogar Celia freute sich, sie zu sehen, und die Zwillinge waren begeistert. Plötzlich waren sie ganz erpicht darauf, ihre bescheidenen Schwimmkünste zur Schau zu stellen, und zeigten eine bis dahin unbekannte Leidenschaft fürs Segeln.

Aber am Ende der drei Wochen hatten alle genug, selbst Kit.

Am letzten Abend verkündete Oliver, dass er auf dem Heimweg Constantine in Paris besuchen würde, einen Verleger, mit dem Lyttons ein gegenseitiges Abkommen hatte.

»Ich habe mit Guy Constantine telefoniert, und wir haben einige Bücher zu besprechen, also wäre es dumm, die Gelegenheit, auf dieser Seite des Kanals zu sein, nicht zu nützen. Celia, meine Liebe, ich nehme an, du möchtest mich be-

gleiten; und Giles, es könnte nicht schaden, wenn du dir die Büros von Constantine anschaust und ein paar der Angestellten kennenlernst. Nun, ich ...«

»Paris«, unterbrach Adele ihn. »O wie schön! Daddy, können wir auch mitkommen? Wir könnten dort ein paar Einkäufe erledigen – unsere Wintergarderobe lässt noch zu wünschen übrig, und wir ...«

»Natürlich könnt ihr mitkommen.« Oliver lächelte sie an. »Und ich bin sicher, dass euch Guy Constantine gefallen wird. Er ist ein sehr charmanter Mann – allerdings sind seine Englischkenntnisse nicht besonders gut.«

»Oh, wir möchten euch bei euren Geschäftsverhandlungen nicht stören«, sagte Venetia rasch. »Nicht wahr, Adele?« Adele gab ihr sofort Recht. »Auf keinen Fall. Wir kommen schon allein zurecht. Um uns braucht ihr euch keine Sorgen zu machen.«

Oliver tätschelte ihr die Hand. »Das weiß ich«, sagte er lächelnd.

Wie kommen sie nur immer mit allem davon, überlegte Barty, erkannte aber gleichzeitig erleichtert, dass sie und die Jungs von Paris aus allein nach Hause reisen würden. Die Zwillinge machten sich überhaupt keine Mühe, aus ihrem Leben etwas zu machen, und redeten viel Unsinn. Ihre Wintergarderobe ließ noch zu wünschen übrig? Ach du liebe Güte! Sie beneidete die Zwillinge nicht um dieses bequeme, nur auf Vergnügen ausgerichtete Leben. Ganz und gar nicht. Aber trotzdem ärgerte sie sich manchmal ein wenig darüber, dass offensichtlich niemand mehr von ihnen erwartete.

Was ihre eigene Zukunft betraf, war noch nichts entschieden. Celia hatte mit ihr über einen Job bei Lyttons gespro-

chen, aber überraschenderweise Bartys Bitte um Bedenkzeit akzeptiert.

»Mädchen, ich brauche eure Hilfe.«

Oliver kam im Hotel George V allein zum Frühstück. Die Zwillinge, bestrebt, keine kostbare Zeit für ihren Einkaufsbummel zu vergeuden, sahen ihn beunruhigt an. »Wo bei? Und wo ist Mummy?«

»Eure Mutter fühlt sich nicht wohl. Das ist das Problem. Und ich ...«

»Mummy fühlt sich nicht wohl? Aber ihr geht es immer gut!«

Das stimmte; Celia war für ihre robuste Gesundheit bekannt.

»Nun, heute nicht. Sie hat gestern Abend Austern gegessen, wie ihr wisst, und nun fühlt sie sich schrecklich. Im Augenblick ist ein Arzt bei ihr. Natürlich ist es nichts Ernstes, aber ich brauche eine Begleiterin zum Mittagessen. Ich habe Guy Constantine und seinen Chefredakteur zum Mittagessen ins Maxim's eingeladen, und ich möchte nicht allein dort erscheinen.«

»Warum nicht?« Adele sah ihn erstaunt an. »Es geht doch ums Geschäft, richtig? Und außerdem, was ist mit Giles?«

»Er ist in ihrem Lagerhaus. Außerdem handelt es sich um eine gesellschaftliche Verabredung«, erwiderte Oliver ungeduldig. »Wir werden alles Geschäftliche bereits am Vormittag besprechen, also möchte ich, dass wir uns beim Mittagessen bei leichter Konversation entspannen. Und ihr sollt dabei sein. Am liebsten wäre mir, ihr kommt beide mit, aber eine von euch muss mich auf jeden Fall begleiten.«

»Aber Daddy ...«

»Venetia.« Olivers Stimme klang plötzlich ganz anders als

sonst. »Es kostet deine Mutter und mich viel Zeit und Geld, euch ein so angenehmes Leben zu bereiten. Ihr habt soeben einen sehr schönen Urlaub verbracht, und in den nächsten Monaten kommt auch keine schwierige Zeit auf euch zu. Also, wer von euch beiden ist nun so freundlich und großzügig, mich zum Mittagessen ins Maxim's zu begleiten?«

Die Zwillinge warfen sich einen Blick zu.

»Wir kommen beide mit«, sagten sie.

Wie vereinbart trafen sie um halb eins im Constantine Building ein.

Das prächtige Gebäude lag in einem Innenhof an der Avenue de l'Opera und wirkte eher wie ein Privat- als wie ein Bürohaus. Durch die großen Doppeltüren gelangte man in eine gewölbte Eingangshalle und zu einer prunkvollen Flügeltreppe. Ein gelangweilt wirkender Portier führte sie in den ersten Stock, wo sie gebeten wurden, einen Moment zu warten. Fünf Minuten später kamen ihr Vater, Guy Constantine und ein dritter Mann aus einem der Büros.

Guy Constantine war etwa fünfundvierzig, klein, schlank und attraktiv – ein typischer Franzose. Sein dunkles Haar war leicht ergraut, er war sonnengebräunt und trug einen makellosen Anzug mit einem passenden Hemd. Der dritte Mann sah ganz anders aus. Adele sah ihn an und hatte das Gefühl, wie sie Venetia später erklärte, »als würde sich mein Magen zusammenziehen«. Er war ebenfalls dunkelhaarig, aber viel größer als Constantine; seine Gesichtszüge wirkten, als hätte sie jemand willkürlich geformt, um sie später noch zu verfeinern. Adele hielt es für möglich, dass er Jude war. Sein Teint war sehr dunkel und der Blick aus seinen fast schwarzen Augen durchdringend. Er hatte eine große Nase und eine hohe Stirn, über die ein dichter schwarzer

Haarschopf fiel. Der Mund mit den vollen Lippen hätte weiblich gewirkt, wäre der Rest seines Gesichts nicht so kantig gewesen. Sein spontanes, strahlendes Lächeln entblöste sehr weiße, wenn auch etwas schiefe Zähne; seine Hand, die er erst Adele und dann Venetia reichte, war knochig, sehr stark und warm.

»Luc Lieberman.« Er deutete eine Verbeugung an. »Ich bin der Cheflektor von Constantine. Enchanté, Mesdemoiselles.«

»Guten Tag.« Adele war ein wenig schwindlig, und sie konnte sich nicht erklären, warum. Luc Lieberman war absolut nicht der Typ von Mann, für den sie üblicherweise schwärmte. Seine Kleidung ließ einiges zu wünschen übrig – sie war leicht zerknittert und saß schlecht, die Ärmel des Jacketts waren zu kurz, die Hose etwas zu lang. Sie wartete darauf, dass das Gefühl wieder verschwand, aber es hielt an.

»Wie schade, dass Ihre arme Maman krank ist«, sagte Luc Lieberman. »Fühlt sie sich schon etwas besser?«

»Sie schläft jetzt. Wir waren soeben bei ihr«, erwiderte Venetia.

»Ausgezeichnet!«, meinte Guy Constantine. »Schlaf ist genau das, was sie jetzt braucht. Ich dachte, Sie möchten sich vielleicht unser schönes Haus anschauen. Ihr Vater und ich haben noch ein paar Dinge zu besprechen, also wird Luc Sie herumführen.«

Adele, die normalerweise der Schönheit von Gebäuden nichts abgewinnen konnte, sagte, sie würde sich sehr freuen, sich alles anschauen zu dürfen. Venetia nickte weit weniger enthusiastisch.

»Und hier ist das Sitzungszimmer.« Luc Lieberman stieß schwungvoll die Tür auf. »Ist es nicht wunderschön?«

»O mein Gott«, stieß Adele hervor. »Es ist ... himmlisch.«

»Ich dachte mir schon, dass es Ihnen gefallen wird. Hat Ihr Vater Ihnen nichts über diesen Raum erzählt?«

»Doch, doch, natürlich.« Adele konnte sich dunkel daran erinnern, dass er von dem herrlichen Jugendstil geschwärmt hatte, von der perfekten Decke, dem atemberaubenden Kamin, den Tiffany-Lampen, der kunstvollen Tapete, dem außergewöhnlichen Tisch mit den Stühlen, die aussahen wie aus Glas geschliffen. Sicher waren ihre Gedanken bei seiner Erzählung wieder einmal in die weitaus interessantere Welt von Kleidern und Schneiderinnen abgeschweift. Sie musste wirklich lernen, aufmerksamer zu sein, wenn sie Menschen wie Luc für sich interessieren wollte. Nun ja, wenn sie Luc für sich interessieren wollte. Und das wollte sie im Augenblick mehr als alles andere in ihrem Leben.

»Gehen wir weiter ins Archiv?«

»Ich ... Macht es Ihnen etwas aus, wenn ich eine Pause einlege?« Venetia schenkte ihm ein strahlendes Lächeln. »Ich habe mir heute Morgen auf der Treppe den Knöchel verstaucht. Dürfte ich hier warten, Mr Lieberman?«

»Bitte nennen Sie mich Luc. Es tut mir leid, das zu hören. Schmerzt Ihr Fuß sehr?«

»Oh, das ist nicht so schlimm. Ich ruhe mich kurz aus, und wir sehen uns dann in ein paar Minuten wieder.«

Sie lächelte ihn an und warf Adele einen verschwörerischen Blick zu.

»D'accord. Kommen Sie mit mir, Mam'selle Adele. Falls Sie sich für das Archiv interessieren.«

»Ja«, erwiderte sie rasch. »Natürlich. Und bitte nennen Sie mich Adele. Wir müssen ja nicht so förmlich sein.«

»Oh, ich dachte nur, weil ... Immerhin ist Ihr Vater ein Geschäftspartner, und da dachte ich, ich müsse seiner ältesten Tochter einen gewissen Respekt zollen.«

»Woher wissen Sie, dass ich seine älteste Tochter bin?«

»Ihre Mutter hat es mir bei unserem letzten Treffen gesagt. Sie hat mir auch ein paar Fotos von Ihnen gezeigt.«

»Tatsächlich?« Adele war verblüfft. Ihre Mutter gehörte eigentlich nicht zu den Frauen, die überall Fotos ihrer Kinder herumzeigten, und schon gar nicht, wenn es sich um Fremde handelte. Aber sie verstand, warum sie es getan hatte. Luc Lieberman hatte etwas an sich, was Vertrauen erweckte, sogar eine gewisse Intimität erzeugte.

»Ich kann mir kaum vorstellen, dass Sie daran interessiert waren.« Sie spielte nervös mit dem Verschluss ihrer Handtasche.

»Mam'selle Adele.« Er sah sie ernst an. »Ich bin an allem interessiert, was Sie betrifft. An allem.«

Das Mittagessen bei Maxim's war ein reines Vergnügen. Die Zwillinge waren überwältigt von der Pracht, den Lautrecs, der Atmosphäre, den Lampen, den Kellnern mit den langen weißen Schürzen und den schönen, schicken Pariserinnen, die ihr Essen wählerisch auf den Tellern hin- und herschoben. Hier trug man die Haare etwas länger, wie sie feststellten, ebenso wie die Röcke, und kleine, eng am Kopf anliegende Hüte mit schmaler Krempe – alles wichtige Details, die sie mit nach Hause nehmen würden.

Für Adele war das alles jedoch zweitrangig, denn sie saß neben Luc und konzentrierte sich (auf eine für sie ungewohnte Weise) auf alles, was er sagte, so schwer ihr das auch fiel. Sie war bis ins Innerste aufgewühlt; ganz gegen ihre Natur war sie nervös, beinahe zaghaft. Sie dachte über

jede Äußerung vorher nach und entschied sich, aus Furcht etwas Dummes zu sagen, oft, lieber zu schweigen. Und gleichzeitig fühlte sie sich lebendig und auf eine beinahe schmerzhaft glückliche Weise glücklich.

»Wir werden ein wunderbares neues Buch herausbringen«, verkündete Oliver und lächelte seine Töchter über den Tisch hinweg an. »Eine Entdeckung von Monsieur Lieberman. Es handelt vom Krieg und trägt den Titel *Lettres tristes*. Der Roman ist in Form der Korrespondenz zwischen einem englischen Soldaten und einem Mädchen geschrieben, das er nach seiner Verwundung im Schützengraben auf dem Heimweg kennenlernt. Zu Hause angekommen begreift er, dass er sich in sie verliebt hat, sie nie wieder sehen wird und, da es von ihm erwartet wird, seine englischen Verlobte heiraten muss. Sehr gefühlvoll und bewegend. Und ich glaube, das ist genau der richtige Zeitpunkt für die Veröffentlichung, jetzt, wo der Krieg schon länger zurückliegt.«

»Das sehe ich auch so, Monsieur Lytton. Und der Autor, Marcel Lemoine, ist ein sehr charmanter Mann. Ich würde vorschlagen, dass er zur Veröffentlichung des Buches persönlich nach London reisen sollte. Vielleicht könnte man einen kleinen Empfang für ihn geben. Ich bin sicher, die Engländer werden ihn mögen.«

»Er ist in der Tat ein außergewöhnlicher Mann«, stimmte Luc Lieberman zu. »Leider spricht er kaum Englisch, aber vielleicht könnte Lady Celia behilflich sein. Ihr Französisch ist sehr gut, soviel ich weiß.«

»Nun, ich spreche auch recht gut Französisch«, warf Adele ein. »Und ich würde Monsieur Lemoine gern kennenlernen. Ich halte es für eine ausgezeichnete Idee, ihn zur Veröffentlichung nach London einzuladen. Und Sie als Ent-

decker des großen Talents sollten selbstverständlich mit ihm kommen, Monsieur Lieberman.«

»Es wäre mir ein Vergnügen«, erwiderte er.

»So, so, wann hast du denn dein Talent für die französische Sprache entdeckt, Adele?«, spottete Venetia. »Du wirst ganz schnell ein paar Stunden nehmen müssen.«

»Ach, halt die Klappe. Ich meine natürlich: *Tais-toi*. Siehst du, ich kann mich noch an einiges erinnern. Französisch war eines meiner besten Fächer.«

»Das hat nicht viel zu bedeuten. Und deine plötzlichen Ansichten über das Verlagswesen ... Aber das ist schon in Ordnung. Ich finde auch, dass er ...«

»Ja, absolut. So ... so sexy.«

»Stimmt. Aber seine Klamotten sind furchtbar.«

»Schrecklich. Das bedeutet wahrscheinlich, dass ...«

»Vielleicht. Aber nicht unbedingt. Sie sind nicht alle ...«

»Keine Französin würde ihren Mann so herumlaufen lassen«, erklärte Adele bestimmt. »Und ich habe das Gefühl, dass er ... nun ja, dass er ...«

»Wichtig für dich ist?«, half Venetia nach.

»Ja, sehr wichtig.«

»Barty, meine Liebe?«

Seine Stimme kam aus dem Arbeitszimmer, als sie durch den Flur ging.

»Kann ich kurz mit dir sprechen?«

Barty wurde schwer ums Herz – sie wusste, worum es ging.

»Das ist nicht leicht für mich«, begann er und lehnte sich auf dem großen Ledersessel an seinem Schreibtisch zurück.

»Celia hat mir erzählt, dass du unser Angebot, bei Lyttons zu arbeiten, abgelehnt hast.«

»Ja, das stimmt. Ich hätte es dir auch gesagt, aber du warst nicht da, also ...«

»Ich weiß, ich weiß. Das ist nicht das Problem. Es geht darum, dass Celia sich sehr darüber aufgeregt hat.«

Barty war plötzlich wütend. Celia hatte kein Recht dazu, sich deshalb aufzuregen – Gefühle hatten dabei nichts zu suchen. Das war eine rein geschäftliche Angelegenheit, keine Familiensache. Und das sagte sie jetzt auch Oliver.

»Ich befürchte, das ist nicht ganz richtig, Barty, findest du nicht?«

Sie sah ihn unbeirrt an. »Doch, das ist meine Meinung.«

»Aber du weißt, dass das nicht stimmt. Celia liebt dich, und sie hat all die Jahre sehr viel getan, um dir zu helfen, und ...«

»Wol, bitte. Das ist nicht fair. Ich habe nicht darum gebeten, hierherzukommen und meine Familie zu verlassen. Ich weiß, dass es sehr großzügig von euch war, und natürlich haben sich für mich dadurch unglaubliche Möglichkeiten eröffnet, von denen ich nie zu träumen gewagt hatte. Aber ...« Sie hielt inne.

»Aber was?«

Es hatte keinen Sinn – sie konnte es nicht aussprechen. Konnte ihm nicht sagen, wie oft sie verletzt worden war und dass Celia ebenso viel Schaden angerichtet wie sie Gutes getan hatte. Außerdem wusste Wol das ohnehin.

Sie atmete tief durch. »Wol, ich möchte jetzt meine Angelegenheiten selbst in die Hand nehmen. Das wäre nicht anders, wenn ich eine Lytton wäre.«

»Du bist eine Lytton. In vielerlei Hinsicht.«

Da widersprach sie ihm nicht.

»Also gut, dann eben, wenn ich als eine Lytton geboren worden wäre. Ich möchte nicht, dass mir alles auf einem Silbertablett serviert wird. Ich möchte nicht, dass die Leute sagen: ›Oh, den Job hat sie nur bekommen, weil sie in diesem Haus aufgewachsen ist.«

»Barty, das wird niemand sagen. Du hast einen Abschluss in Englischer Literatur – mit Auszeichnung. Erworben in Oxford. Das schafft niemand, wenn er kein außerordentliches Talent besitzt. Und natürlich entsprechend fleißig lernt. Aber wir wollen dich bei Lyttons haben, weil wir glauben, dass du uns helfen kannst. Es geht nicht darum, dir einen Gefallen zu tun. Wir sind davon überzeugt, dass großes Potenzial in dir steckt.«

»Aber es gibt doch sicher viele andere junge Menschen, denen ihr diesen Job anbieten könntet.«

»Davon gehe ich aus. Aber warum sollten wir uns jemanden suchen? Warum nicht einfach dich nehmen?«

»Weil ich das nicht will.« Ihre Stimme klang erstickt vor Zorn. »Zählt das denn gar nicht?«

Er schwieg. »Barty«, begann er dann und beugte sich zu ihr vor. »Bitte komm zu uns. Ich wünsche es mir, weil ich glaube, dass wir voneinander profitieren können. Und es gibt noch einige Gründe, auf die ich allerdings nicht näher eingehen möchte. Celia ist zurzeit nicht sehr glücklich. Sie ist sehr tapfer – das war sie schon immer – und würde sich eher die Zunge abbeißen, als es zuzugeben, aber ... Nun, ich möchte alles versuchen, um ihr zu helfen, und es würde sie in der Tat sehr glücklich machen, wenn du bei Lyttons arbeiten würdest. Sie betrachtet deine Absage als persönliche Zurückweisung. Ich kann deine Gefühle verstehen, sie aber nicht.«

Barty hielt das für ziemlich unwahrscheinlich. Celia war trotz ihrer Arroganz sehr einfühlsam. »Es tut mir leid, dass es ihr nicht gut geht. Gibt es da etwas, was ich wissen sollte?«

»Nein, nein, und bitte behalte das für dich. Dieses Gespräch ist absolut vertraulich. Ich weiß, dass ich mich auf dich verlassen kann.«

»Ja, natürlich.«

Er sah sie an. »Ich habe dich noch nicht oft um etwas gebeten, Barty. Und wie ich dir bei einer besonderen Gelegenheit bereits gesagt habe, bedeutest du mir ebenso viel wie meine eigenen Kinder. Und ich hoffe, dass ich dir jegliche Unterstützung gegeben habe, die du brauchtest.«

»Aber ja, das hast du wirklich. Und noch mehr ...«

»Jetzt bitte ich dich um etwas. Tu es für mich, Barty. Nimm den Job an. Komm zu Lyttons – sagen wir, für zwei Jahre. Danach wirst du dir einen Namen in der Branche gemacht haben, und andere Verlagshäuser werden sich um dich reißen. Tust du das für mich? Bitte.«

Ein langes Schweigen folgte. »Ja«, sagte sie schließlich leise; sie hatte vorher bereits gewusst, sie würde nachgeben müssen. »Ja, Wol.«

»Gut.« Er stand auf und küsste sie auf die Wange. »Danke, Barty. Vielen Dank.«

Sie erwiderte seinen Kuss und verließ rasch das Zimmer. Bei dem Gedanken daran, dass sie nun zwei weitere Jahre in der Schuld der Familie stehen und zu Dankbarkeit verpflichtet sein würde, kamen ihr die Tränen. Es war nicht fair. Es war einfach nicht fair.



KAPITEL 4

Mein Liebling, ich kann mich wirklich glücklich schätzen, dich zu haben.« Boy Warwick lehnte sich auf seinem übergroßen Bett in die Kissen zurück und schaute Venetia lächelnd in die Augen. Sie erwiderte sein Lächeln. Allmählich machte ihr die Sache im Bett Spaß. Das erste Mal war schwierig und sogar schmerzhaft gewesen, aber dann war es immer besser geworden, und heute Nachmittag hatte sie es richtig genossen. Sie hatte zum ersten Mal dieses intensive Hochgefühl erlebt – diese Wellen, die stiegen und fielen und tief aus ihrem Inneren zu kommen schienen, diese warme, dunkle Woge, die sie überspülte; als es passierte, hatte sie ein merkwürdiges Geräusch gehört, einen wilden, primitiven Schrei. Erst später, als sie schweißgebadet und keuchend in Boys Armen lag, hatte sie begriffen, dass sie selbst diesen Laut von sich gegeben hatte.

»Mir geht es genauso.« Sie beugte sich vor und küsste ihn. »Ich bin sehr glücklich. O Boy, ich liebe dich. Ich liebe dich wirklich.«

Er erwiderte ihren Kuss und zog sie an sich, sodass sie den Kopf auf seine Schulter legen konnte. Er hatte ihr bisher noch nicht gesagt, dass er sie liebte, aber sie konnte warten. Notfalls sehr lange ...

Meine Güte, er war eine Katastrophe. In jeder Hinsicht. Nicht nur lausig in seinem Job. In der Redaktionskonferenz am Morgen hatte er sich zum Narren gemacht, als er eine Biografie von Prinz Albert vorgeschlagen hatte. »Noch eine, Giles?«, hatte seine Mutter mit dieser grässlichen, leicht amüsierten Höflichkeit gefragt, die nur eines bedeuten konnte. Und dann hatte er diese idiotische Idee geäußert, die Heatherleigh-Chroniken, Lyttons ersten großen Erfolg, vielleicht der Vorläufer der Buchanan-Saga, neu aufzulegen.

»Das halte ich für keine so gute Idee«, hatte sein Vater höflich erwidert. »Sie sind mittlerweile schon sehr veraltet.«

»Allerdings«, stimmte Celia ihm zu. »Wenn du dir die Mühe machst, sie gründlich zu lesen, wirst selbst du das erkennen.«

Die Worte »selbst du« hingen schwer in der Luft.

Aber er versagte nicht nur beruflich, sondern auch gesellschaftlich. Am Wochenende hatte er drei Mädchen gefragt, ob sie mit ihm zu einer Party gehen wollten, und alle drei hatten ihm einen Korb gegeben. Er nahm es ihnen nicht übel – er wusste, dass er langweilig war, ein schlechter Tänzer, sogar ein hoffnungsloser Schütze. Und er hasste Reiten, also kam eine Jagd nicht in Frage.

Er war bereits vierundzwanzig, lebte immer noch bei seinen Eltern, hatte sich bei Lyttons bisher nicht profiliert, war ein gesellschaftlicher Versager, und, nun ja, immer noch sexuell unerfahren. Bisher war es ihm nicht mal gelungen, ein Mädchen auch nur in die Nähe seines Betts zu bekommen.

»Giles?« Barty stand an der Tür zu seinem kleinen Büro. »Hast du Lust, mit mir einen Happen zu essen?«

»Oh. Oh, ich ...« Er lächelte sie an. Was würde er nur

ohne Barty tun? Sie war das netteste Mädchen, das er kannte. Und sehr hübsch, obwohl sie jetzt mit ihrem schulterlangen Haar und ihrem ungeschminkten Gesicht ein wenig anders aussah.

Heute trug sie Rot. Einen langen roten Pullover über einem plissierten marineblauen Rock. Es sah aus wie eine adrette Schuluniform. Der Rock war natürlich kurz, denn sie war schließlich nicht altmodisch, und sie hatte sagenhafte Beine. So lang und so ... nun ja, einfach fantastisch.

Wenn sie nur nicht so gut in ihrem Job wäre. Er hasste sich für diesen Gedanken, aber jedes Mal, wenn sie mit einer ihrer großartigen Ideen ankam, sagte seine Mutter: »Barty, das ist ein wunderbarer Vorschlag.« Und er wünschte sich dann immer, dass sie etwas schrecklich Dummes vorgeschlagen hätte oder zumindest hin und wieder genauso unfähig erscheinen würde wie er.

»Ja«, erwiderte er und schob seine Arbeit beiseite. »Sehr gern.«

»Ich muss dir ein Geheimnis verraten.« Sie trank einen Schluck von der braunen Brühe, die im Lyons Corner House als Tee verkauft wurde. »Etwas sehr Aufregendes. Kannst du es für dich behalten?«

»Na klar.« Vielleicht hatte seine Mutter ihr ein Buch zum Redigieren gegeben, oder sie hatte sie sogar beauftragt, selbst ein Buch zu schreiben. Oder ...«

»Giles, warum guckst du so niedergeschlagen drein? Es geht um etwas Schönes. Ich habe eine Wohnung gefunden.«

»Eine Wohnung?«

»Ja. Eine eigene Wohnung, Giles. Im obersten Stockwerk eines Hauses am Russell Square. In Bloomsbury, stell dir vor! Ist das nicht romantisch? Und sie liegt viel näher am

Büro. Ich werde mit dem Fahrrad zur Arbeit kommen können. Sie hat ein Wohn- und ein Schlafzimmer und eine kleine Küche. Ich kann sie mir gerade so leisten, und ...«

»Wann ziehst du dort ein?« Giles spürte, wie sich eine tiefe Depression in ihm ausbreitete.

»Oh, in etwa einem Monat. Unabhängigkeit, Giles! Giles? Was ist los mit dir? Ich dachte, du würdest dich für mich freuen, aber du siehst nicht gerade glücklich aus ...«

Adele hatte es gewusst, von Anfang an. Schon an dem Tag, an dem die Party im Savoy für Marcel Lemoine und sein Buch mit den französischen Briefen stattfand und Venetia sich jubelnd darüber gefreut hatte, dass sie beide dorthin gehen würden. Adele hatte gerade ein Kleid nach dem anderen anprobiert und wieder verworfen, als Venetia offensichtlich noch verschlafen hereinkam.

»Guten Morgen. Was hältst du von diesem Kleid? O Gott, ist es nicht wirklich ärgerlich?«, sagte Adele.

»Was?«

»Venetia, du weißt doch, was ich meine! Es ist wirklich lästig! Ausgerechnet heute, wo ich mich richtig gut fühlen wollte ...«

»Ach so, ja«, sagte Venetia, ohne sie dabei anzuschauen. Und da hatte Adele es gewusst. Sofort. Sie bekamen sie sonst immer gemeinsam. Immer.

»Venetia, hast du etwa nicht ...?«

Venetia sah sie nur stumm an und senkte dann den Blick.

»Venetia?«

»Hör auf, Adele. Es gibt keinen Grund zur Sorge.«

Aber das stimmte nicht.

Den ganzen Tag über machte sie sich deswegen Gedanken. Während der Friseur ihr Haar in geometrische Wellen legte; während sie das Mittagessen hinunterwürgte, das ihr eigentlich nicht schmeckte; während sie Make-up auflegte und sich für die Party zurecht machte; während sie im Taxi saß und Adele sagte, dass es keinen Grund gebe, nervös zu sein, dass Luc Lieberman natürlich von ihr Notiz nehmen würde; während sie das Savoy betraten und ihr Vater sie stolz Marcel Lemoine vorstellte; während sie sich unter die Partygäste mischte, lächelte und sich bemühte, einen interessierten Eindruck zu machen, wenn sie jemand auf das Buch oder den Verlag ihres Vaters ansprach oder ihr sagte, wie brilliant und schön ihre Mutter sei; während sie am Abend neben Guy Constantine im Restaurant saß und sah, wie sehr Adele litt, weil ihre Mutter neben Luc Platz genommen hatte, und Luc zuerst mit ihrer Mutter, dann mit Barty, dann mit ihr und erst danach mit Adele tanzte. Sie versuchte, gut gelaunt zu wirken und nicht darüber nachzudenken und sich keine Sorgen zu machen, dass sie ihre Periode nicht bekommen hatte. Und sie redete sich ein, dass es nichts bedeutete, dass sie bereits zwei Tage überfällig war. Aber es bedeutete sehr wohl etwas. Eigentlich alles.

»Mam'selle Adele?«

»Ja. Wer ist dran? O Luc, wie nett, von Ihnen zu hören. Die Party war bezaubernd. Ich hoffe, Monsieur Lemoine hat sich gut unterhalten.«

»Natürlich. Aber ich hatte mir ein wenig mehr davon erhofft – ich hätte mich gern länger mit Ihnen unterhalten. Und ich habe gehofft, Sie heute zum Mittagessen einladen zu können, mit Marcel, aber wir mussten einige Buchläden

besuchen. Und anschließend stand noch ein Treffen mit Monsieur Brooke an. Ich muss mich daher leider von Ihnen verabschieden.«

»Verabschieden«, wiederholte Adele dumpf.

»Vielleicht arbeiten Sie ja demnächst mehr für Lyttons, so wie Mam'selle Miller? Sie ist eine sehr interessante Frau, und ich habe die Gespräche mit ihr sehr genossen.«

Diese verdammte Barty. Musste sie denn immer gewinnen?

»Nun ja, das ist sicher eine Überlegung wert.«

»Gut. Nun denn ... auf Wiedersehen, Mam'selle. Es war mir ein großes Vergnügen, Sie wiederzusehen.«

»Auf Wiedersehen«, erwiderte Adele leise.

Und danach fragte sie sich, ob er sich tatsächlich überhaupt gefreut hatte, sie zu sehen.

»Barty möchte in eine Wohnung ziehen«, berichtete Celia ihrer Mutter. Sie besuchte sie in ihrem Haus in der Curzon Street, wo Lady Beckenham vor allem im Winter viel Zeit verbrachte. »Eine ungewöhnliche Idee, findest du nicht?«

»Ganz und gar nicht. Das ist doch großartig. Sie will unabhängig sein, und das finde ich bewundernswert. Diese Familie ist aus gutem Holz geschnitzt. Schau dir den jungen Billy an – er hat es aus eigenem Verdienst zum Stallmeister gebracht.«

»Ich werde sie vermissen«, gestand Celia. Lady Beckenham sah sie an.

»Natürlich. Im Augenblick ist wohl alles nicht so einfach für dich. Aber zumindest kannst du stolz darauf sein, alles richtig gemacht zu haben. Sie ist ein hübsches Mädchen. Beckenham geht es nicht so gut«, fügte sie hinzu, als passe das in logischer Abfolge zu ihrem Gespräch.

»Ach ja? Was ist denn mit ihm?«

»Hoher Blutdruck. Er macht alles verkehrt. Isst und trinkt zu viel und bewegt sich zu wenig. Seit er sich im letzten Jahr den Arm gebrochen und der Doktor ihm verboten hat, auf die Jagd zu gehen. Er kann nicht mehr richtig schießen und wäre eine Gefahr für alle anderen. Also angelt er hin und wieder und verbringt ansonsten den ganzen Tag in der Bibliothek beim Schreiben von Briefen an die *Times*.«

Überraschenderweise war das Schreiben von Leserbriefen an die Zeitung *The Times* eine Leidenschaft von Lord Beckenham. Und dabei handelte es sich immer um drei Themen: die Abschaffung der obligatorischen Einkommenssteuer zugunsten einer eher freiwilligen Abgabe und damit in seinen Augen eines gerechteren Systems, die anhaltende Bedrohung durch die Deutschen und, völlig unerwartet, die Abschaffung der Todesstrafe.

»Armer Papa. Vielleicht sollten wir seine Briefe sammeln und veröffentlichen. Hat er Kopien davon?«

»Selbstverständlich. Er schreibt jeden Brief dreimal, heftet einen ab und gibt den anderen mir.«

»Nun, dann sag ihm, er soll sie ordnen und mir schicken. Meiner Meinung nach sind sie ein Stück Sozialgeschichte, die man für eine Biografie verwenden könnte.«

»Ich nehme an, damit wäre er zumindest eine Weile beschäftigt.«

»Ich sollte jetzt nach Hause fahren.« Celia stand auf. »Venetia geht es anscheinend nicht gut, wie Kit mir gesagt hat. Sie übergibt sich ständig.«

»Ich hoffe, sie ist nicht schwanger«, meinte die Gräfin. »Das ist der häufigste Grund für Übelkeit bei jungen Mäd-

chen, soviel ich weiß. Bei meinen Hausmädchen war es nie etwas anderes, das kann ich dir sagen.«

Celia wurde plötzlich selbst übel. »Mama, bitte. Ich glaube nicht, dass ...«

»Celia, gerade du solltest bei einem solchen Thema nicht so naiv sein«, erwiderte ihre Mutter.



KAPITEL 5

Ein kleiner Junge!«, rief Maud. »Das ist wundervoll. Ganz wunderbar. Wie schön. Was steht sonst noch drin?«

»Warte mal.« Robert schaute auf das Telegramm. »Er heißt Henry. Wiegt sieben Pfund. Mutter und Kind wohlauf.«

»Henry! Das klingt sehr englisch, richtig?«

»Nun ja ... schon.« Er lächelte sie an. »Was hast du denn erwartet?«

»Nichts, natürlich. Aber wir hatten Recht. Jamie und ich. Sie mussten heiraten, weil Venetia schwanger war.«

»Wir wissen doch gar nicht, ob ...«

»Daddy, also bitte. Mädchen wie Venetia heiraten nicht mit nur vierwöchiger Vorankündigung. Und sechs Monate später wurde der kleine Henry geboren.«

»Er könnte eine Frühgeburt sein«, wandte Robert ein. Diese Unterhaltung war ihm ein wenig peinlich.

»Na klar. Mit einem Gewicht von sieben Pfund. Aber was spielt das schon für eine Rolle? Ich bin sicher, Venetia ist überglücklich. Ich werde ihr sofort schreiben und ihr gratulieren. Und ich schlage vor, dass wir sie alle zusammen besuchen, sobald wir es einrichten können. Du willst dir doch das Baby sicher anschauen. Immerhin ist es dein erster Großneffe.«

Maud rannte hinauf in ihr kleines Wohnzimmer, um Venetia zu schreiben. Sie befanden sich in dem Haus in Montauk, Long Island, das, wie sie so oft sagte, ihr Lieblingsort auf dieser Welt war. Ihr Vater hatte es selbst gebaut, wie auch die Villa in Sutton Place, in der sie sich ebenfalls gern aufhielt. Aber Overview, hoch auf den Dünen über der Küste, lag ihr besonders am Herzen. Sie war gern in der Nähe des Meers, mochte den salzigen Wind und das Geräusch der Wellen, das immer im Hintergrund zu hören war. Sie und Robert segelten oft oder ritten am Strand entlang. Ein Wochenende in New York schien ihr, vor allem im Sommer, verschwendete Zeit zu sein.

»Maud schreibt, dass sie uns besuchen kommt. Ist das nicht großartig?«

Adele lächelte ihre Schwester pflichtschuldig an und stimmte ihr zu. Im Moment konnte sie sich nur schwer auf so etwas konzentrieren. Sie befand sich in einer merkwürdigen Stimmung – nicht wirklich deprimiert, aber lustlos und niedergeschlagen. Dass ihre Schwester so plötzlich geheiratet hatte und Mutter geworden war, hatte sie nicht nur eifersüchtig gemacht, sondern sie fühlte sich auch irgendwie beraubt. Nicht wegen Boy Warwick – sie hatte immer gewusst, dass sie weiterhin die erste Stelle in Venetias Leben und in ihrem Herzen einnahm. Doch mit der Ankunft von Henry war alles anders geworden. Bei ihrem Besuch am Tag nach seiner Geburt hatte Venetia ihr auf eine sehr deutliche und beinahe grausame Weise zu verstehen gegeben, dass es nun jemanden gab, den sie mehr liebte als Adele.

»Etwas hat sich verändert«, hatte sie, noch unter dem Eindruck der starken Schmerzen, zu ihr gesagt. »Und das

sollst du wissen. Ich ... ich liebe Henry mehr als alles andere auf dieser Welt. Sogar ... sogar mehr als ...«

»Mehr als mich?«

Venetia nickte. »Ja, sogar mehr als dich.«

»Ich verstehe. Das ist schon in Ordnung«, hatte Adele höflich geantwortet, beinahe formell. Dann war sie nach Hause gegangen und hatte vor Kummer bittere Tränen geweint. Sie hatte einen starken Verlust empfunden, und so etwas wie Furcht. Es war ihr vorgekommen, als hätte man ihr das Herz aus der Brust gerissen.

Eine Weile hatte sie wie ein dummes Schulmädchen von Luc Lieberman geträumt, aber ein paar Wochen später hatte ihr Vater eine Frau erwähnt – sicher seine Geliebte –, die Luc zu einer Literaturparty mitgebracht hatte, und sie hatte ihn sich, verletzt und wütend, aus dem Kopf geschlagen. Sie brauchte etwas Neues in ihrem Leben; wenn es schon keine Heirat war, dann einen Status, ein eigenes Leben. Aber nichts tat sich auf.

Die offensichtliche Lösung – ein Job bei Lyttons – besaß keinen Reiz für sie. Sie interessierte sich nicht für Bücher oder dafür, wie sie entstanden. Und sie hatte keine Ahnung, welche andere Arbeit sie annehmen könnte. Also ließ sie verdrießlich einen Tag nach dem anderen verstreichen und fragte sich, was aus ihr werden sollte.

So konnte es nicht weitergehen. Das war einfach unmöglich. Der gesunde Menschenverstand sprach dagegen. Und trotzdem schien es ewig so weiterzulaufen. Dieser unglaubliche Aufwärtstrend an der Börse, Tag für Tag, Woche für Woche. Beinahe stündlich wurden neue Aktien in Umlauf gebracht.

Laurence Elliott saß an seinem Schreibtisch in dem herrlichen Gebäude, in dem die Elliotts Bank untergebracht war, und dachte darüber nach, dass die Amerikaner, die in Gottes eigenem Land lebten, mit seiner unermesslichen Freiheit und Fülle an Möglichkeiten, seit einiger Zeit einen gefährlichen Glauben entwickelt hatten – nämlich den an das unabdingbare Recht auf ständig wachsenden Wohlstand.

Laurence fragte sich, was sein Vater und sein Großvater, der Gründer von Elliotts, von alledem halten würden, von den schwindelerregenden Kreditaufnahmen von Privatpersonen und Firmen und von der beinahe hysterischen Kritik an jedem, der auch nur einen Hauch von Besorgnis über diese Situation äußerte.

Sogar kein Geringerer als der Vorsitzende der National City Bank Mitchell hatte mehrfach zornig reagiert, wenn jemand es gewagt hatte, den Anstieg der Maklerdarlehen in Frage zu stellen – mit einer monatlichen Anstiegsrate von vierhundert Millionen Dollar war das der Hauptgrund, der zu Bedenken Anlass gab.

Laurence war sich ziemlich sicher, dass sein Vater zumindest sehr vorsichtig gewesen wäre. Jonathan Elliott war zwanzig Jahre nach seinem Tod immer noch eine Legende an der Wall Street. Er hatte größere Weitsicht, mehr Mut und stärkere Fähigkeiten im Querdenken bewiesen als seine Zeitgenossen. Alle waren sich einig, dass seinem weiteren Aufstieg nichts im Weg gestanden hätte, wäre er nicht auf dem Höhepunkt seiner Karriere an Krebs gestorben.

Laurence war ganz allein auf der Welt. Er hatte nicht nur den Kontakt zu seinem Bruder, sondern auch zu seinem Stiefvater und seiner Halbschwester unbarmherzig abgebrochen und sich mit aller Kraft, beinahe wie besessen, in seine

Arbeit gestürzt; Erfolg und die Anerkennung dieses Erfolgs waren sein vorrangiges Ziel, das Einzige, was zählte. Er wollte, dass die Elliotts Bank am Finanzhimmel noch höher stieg, dass sein Privatvermögen Jahr für Jahr weiter wuchs und dass er zu den brilliantesten und klügsten Köpfen der Wall Street gezählt wurde; das war sein Ersatz für Familie und Freundschaft – und für Liebe.

Mit dreiunddreißig war er unverheiratet und ungebunden. Die einzige weibliche Gesellschaft, die er suchte, bestand aus klugen, verheirateten Frauen, die von ihren Ehemännern gelangweilt waren, sich aber nicht von ihnen trennen wollten. Verheiratete Frauen waren seiner Meinung nach besser im Bett als ihre unverheirateten Geschlechtsgenossinnen. Sie waren emotional weniger fordernd. Man musste ihnen weniger Zeit widmen und hatte weniger Ärger mit ihnen. »Du brauchst ihnen nicht einmal viel zu schenken«, hatte er in einem der seltenen Momente, in denen er ein bisschen zu viel getrunken hatte, verkündet. (Laurence Elliott legte üblicherweise viel Wert darauf, sich immer unter Kontrolle zu haben.) »Schmuck können sie nicht tragen und Zigarettenetuis nicht benutzen. Sogar Blumen müssen sie verstecken, also kann man ihnen nur Unterwäsche schenken. Und die kaufe ich ihnen gern.«

Nachdem Adele gegangen war, klingelte Venetia nach dem Kindermädchen und bat es, Henry im Kinderwagen spazieren zu fahren. »Es ist so schön draußen, das wird ihm gut tun.«

Sie war immer noch sehr müde – müde und schockiert von der Geburt und der gewaltigen Umstellung ihrer persönlichen Situation, schockiert auch über das Ausmaß ihrer

Gefühle für Henry und am meisten darüber, wie dadurch ihre enge Beziehung zu ihrer Schwester beeinträchtigt wurde.

Und sie war auch schockiert über Boys Verhalten. Sie hatte schnell begriffen, dass er nicht das für sie empfand, was sie unter Liebe verstand. Er mochte sie, hielt sie für eine amüsante Begleiterin, ein hübsches Accessoire, eine geschickte Gastgeberin. Wie er ihr oft sagte, war er froh, dass er sie geheiratet hatte, aber tiefer gingen seine Gefühle anscheinend nicht. Als ihre Schwangerschaft weiter fortschritt, hatte er sich liebevoll verhalten, sich aber auch immer mehr von ihr zurückgezogen; sexuell war er rücksichtsvoll und zärtlich, aber er verbrachte immer mehr Zeit außer Haus und kam auch nicht mehr oft in ihr Bett.

Sie befürchtete, dass sie ihn langweilte, denn er war sehr klug, also bemühte sie sich, unterhaltsamer zu sein, indem sie sich besser informierte. Zum ersten Mal in ihrem Leben las sie aufmerksam die Zeitung. Doch er ging trotzdem regelmäßig abends aus und kam oft erst sehr spät wieder nach Hause, und ohne Adele hätte sie sich sehr einsam gefühlt.

Auch wenn sie sich nicht gerade langweilte – das große Haus am Berkeley Square zu führen war überraschend zeitraubend –, fand sie es doch schwierig, die Angestellten anzuleiten und ihnen Befehle zu erteilen; die meisten waren beträchtlich älter als sie. Venetia verließ sich dabei häufig auf den Rat ihrer Mutter, die (wie sie jetzt erkannte) eine überraschend gute Hauswirtschafterin war. Die Achtung, die sie Celia dafür zollte, trug viel dazu bei, die Kluft wieder zu schließen, die sich zwischen ihnen in der Zeit vor und kurz nach der Heirat mit Boy aufgetan hatte.

An diesem schrecklichen Abend, den Venetia niemals vergessen würde, war Celia von einem Besuch bei ihrer Mutter nach Hause gekommen und in ihr Schlafzimmer marschiert, wo Venetia auf dem Bett lag und gegen ihre Übelkeit ankämpfte. Ohne Umschweife hatte sie sie gefragt, ob sie schwanger sei. »Und lüg mich nicht an, Venetia, das ist zwecklos.«

Nachdem sie die Wahrheit herausgefunden und Oliver informiert hatte, hatte sie zur Überraschung der Zwillinge erklärt, dass eine Hochzeit nicht in Frage käme. »Wir werden die Schwangerschaft abbrechen lassen; ich kenne einen sehr guten Arzt, bei dem das absolut ungefährlich ist. Wir bringen diese Sache so schnell wie möglich hinter uns.«

Venetia hatte protestiert, dass sie das nicht wolle, dass sie nicht einmal darüber nachdenken werde. »Und Boy wird das genauso sehen, wenn ich ihm von dem Baby erzähle. Er wird mich heiraten wollen, da bin ich mir sicher.«

»Venetia, Boy liebt dich nicht«, hatte Celia gesagt. »Und, was viel wichtiger ist, du liebst ihn auch nicht. Vielleicht glaubst du das im Moment, aber ich kann dir versichern, dass du dich täuschst. Du hast noch keinen blassen Schimmer, was Liebe wirklich bedeutet.«

Venetia entgegnete, dass sie Boy heiraten würde, wenn sie das wollte, und dass ihre Mutter sie nicht aufhalten könne; Celia machte ihr jedoch klar, dass sie sehr wohl ein Recht dazu hatte, da Venetia erst achtzehn sei.

Es folgte ein fürchterlicher Streit, bei dem Oliver nur unglücklich daneben gesessen hatte. Schließlich rief Venetia in ihrer Verzweiflung Boy an und bat ihn mit brüchiger Stimme sofort zu ihr zu kommen. »Ich muss dir etwas sehr Wichtiges mitteilen.«

Drei Tage später erschien in *The Times* und im *Telegraph* eine Anzeige von der bevorstehenden Hochzeit von Venetia, der Tochter von Lady Celia und Mr Oliver Lytton, und Mr Charles Henry Warwick, dem ältesten Sohn von Sir Reginald Warwick.

Es wäre schrecklich, wenn ihre Mutter Recht gehabt hätte und sie Boy nicht hätte heiraten sollen, dachte Venetia jetzt. Tief in ihrem Inneren befürchtete sie das allmählich. Seit Henrys Geburt war Boy noch seltener zu Hause. Er schien sich zwar sehr über seinen Sohn zu freuen und besuchte ihn und Venetia mehrmals am Tag, aber, wie sie begriff, war es genau das: nur ein Besuch.

Sie fühlte sich oft einsam und unglücklich. Noch war sie zu schwach, um wieder am richtigen Leben teilzunehmen, auszugehen, Spaß zu haben und etwas mit Boy zu unternehmen; wieder einmal verbrachte sie ihre Zeit hauptsächlich mit Adele.

Adele, die sie so sehr verletzt hatte, wie ihr bewusst war, und die ihr großzügig vergeben hatte. Und dann dachte sie an Henry, ihre neue Liebe, an sein dunkles Haar und seine dunklen Augen, an das unsichere Lächeln, um das er sich bemühte, wenn er in ihrem Arm lag und zu ihr hinaufschaute. Ihr wurde bewusst, dass er es wert war, auch wenn Boy nicht die Gefühle für sie hegte, die sie sich wünschte, und auch wenn Adele ebenfalls unglücklich und einsam war. Henry zu haben war es wert. Absolut wert.

»Da kommt Ärger auf uns zu. Und das schon sehr bald.«
Dudley »Duke« Carlisle lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und sah Laurence an. Sie hatten sich zum Mittagessen im Yale Club getroffen, der Bastion von Tradition und Privile-

gien. Duke konnte Laurence gut leiden. Der Börsenmakler war zwanzig Jahre älter als er und bereits zum dritten Mal verheiratet. Sein aristokratisches Auftreten und sein Akzent, der auf alten Geldadel in Washington schließen ließ, täuschten darüber hinweg, dass er mit seiner enormen Gier und Rücksichtslosigkeit als Freund besser zu Al Capone als zu einem Mitglied des East Hampton Golfclub gepasst hätte.

»Du meinst, es wird schlimmer als eine Rezession?«, fragte Laurence.

»Allerdings. Ein Börsenkrach, und zwar ein gewaltiger. Das ist unvermeidlich – es hat sich alles zu sehr aufgeheizt. Ich war gestern zum Dinner mit dem Herausgeber vom *Commercial and Financial Chronicle* verabredet. Er ist der Meinung, dass man an der Wall Street komplett den Verstand verloren hat.«

»Interessant. Und wie lautet dein Rat?«, erkundigte sich Laurence.

»Verkaufen natürlich. Aber ganz in Ruhe, jeden Tag ein bisschen was. Wir wollen schließlich keine Panik auslösen.« Er sah Laurence an. »Möglicherweise ist das auch die richtige Zeit für Leerverkäufe.«

»Ach ja? Das werde ich auf jeden Fall im Hinterkopf behalten. Ich habe mir überlegt – und ich würde mich über deine Meinung darüber freuen –, dass man vielleicht der finanziellen Entwicklung ein wenig voraus sein könnte, wenn der Kollaps tatsächlich bevorsteht. Man könnte anbieten, bestimmte Aktien von bestimmten Kunden zu fairen Preisen zu kaufen. Um sie vor ernststen Schwierigkeiten zu bewahren.«

Duke Carlisle grinste. »Während man diese Aktien selbst ein paar Tage stützt? Und damit den Preis hochtreibt und

die eigenen Schätzungen überschreitet? Sodass der Endpreis dann – bedauerlicherweise für den Kunden – den übersteigt, den du ihm gezahlt hast?»

»Genau.«

»Sehr schlau. Und deines Vaters und Großvaters würdig, wenn ich das sagen darf.«

»Danke.«

»Und schaff dein eigenes Geld aus dem Land, Laurence. Schnell.«

»Das habe ich zum größten Teil schon getan.«

Barty war noch nie so glücklich gewesen. Sie hatte einen Job, der ihr Spaß machte, die Unabhängigkeit, nach der sie sich so sehr gesehnt hatte, ein eigenes Zuhause – und nun auch noch eine Freundin in London, die nichts mit den Lyttons zu tun hatte. Sie hieß Abigail Clarence und wohnte auch am Russell Square – natürlich in einem anderen Haus. Abbie war sehr klug und auf eine unkonventionelle Weise schön; sie hatte glattes dunkelbraunes Haar, das sie wie Dora Carrington zu einer Pagenfrisur geschnitten trug. (»Ich habe mich eigentlich an Christopher Robin orientiert.«) Ihre Augen waren groß und grün, und ihre Hakennase passte zu ihren hohen Wangenknochen und dem eckigen Kinn. Wenn sie lachte, schimmerten in ihrem breiten Mund erstaunlich perfekte Zähne; sie war groß, kräftig gebaut und verbrachte die meisten Wochenenden damit, auf ihrem Fahrrad die umliegende Gegend zu erkunden.

Sie war der größte Freigeist, den Barty jemals kennengelernt hatte, und auch erstaunlich vorurteilsfrei, was Klasse, Bildung oder Herkunft betraf.

Abbie war außerdem eine überzeugte Befürworterin von

sexueller Freiheit. »Wenn jeder mit jedem schlafen würde, auf den er Lust hat, würde das die Frauen von der Tyrannei der Ehe befreien und wahrscheinlich die Ehe im Allgemeinen verbessern. Schließlich geht es dabei um viel mehr als um Sex; wenn es nach mir ginge, würde man sich dabei auf die anderen, viel wichtigeren Dinge konzentrieren. Frauen regen sich nicht auf, wenn ihr Mann außer Haus isst, also warum sollte es mit Sex anders sein?« Barty hielt diese Theorie nicht für umsetzbar, aber sie sagte nichts dazu.

Ihre Eltern gehörten der Gruppe der sozialistischen Fabier an – »Glaub bloß nicht, dass sie wirkliche Sozialisten sind, Barty. Weit gefehlt, sie haben alle ein übersteigertes Klassenbewusstsein!« –, und diese Offenbarung brachte sie zu Barty's Geschichte. Mit einem amüsierten Funkeln in den Augen stellte Abbie fest, dass vielen die berühmteste Frau der Fabier nicht als solche bekannt war – Maud Pember Reeves. »Und nun zu dir, Barty. Ich bin mir sicher, dass auch hinter dir eine Geschichte steckt, die man dir nicht ansieht.«

Zögernd und mit gesenktem Blick begann Barty zu erzählen. Als sie geendet hatte, umarmte Abbie sie.

»Ich kann es kaum fassen, dass du das alles durchgemacht hast und dabei so ... so normal geblieben bist. Praktisch bist du deiner Mutter gestohlen worden – von einer bösen Charity-Lady.«

»Sie ist nicht böse«, protestierte Barty. »Sie hat in bester Absicht gehandelt.« Barty verspürte plötzlich ein unerklärliches Bedürfnis, Celia zu verteidigen. »Sie war sehr, sehr gut zu mir. Meine Mutter hat sie vergöttert. Und Tante Celia hat sich in vielerlei Hinsicht gut um sie gekümmert, vor allem, als sie sehr krank war und es mit ihr zu Ende ging. Unter anderem hat sie die Arztrechnungen bezahlt.«

Und wenn Lady Beckenham, Tante Celias Mutter, sich nicht um meinen Bruder Billy gekümmert und ihm einen Job in ihren Ställen gegeben hätte – nein, schau nicht so drein –, dann wäre er jetzt ein obdachloser Bettler, wie all die anderen armen Teufel, die kriegsversehrt nach Hause gekommen sind. Und ich liebe Wol, das ist Mr Lytton. Er war so nett zu mir. Also beurteile sie alle nicht so hart.«

»Das tue ich nicht«, entgegnete Abbie. »Ich sehe, dass sie es gut meinten. Und ja, du hast sicher in vieler Hinsicht davon profitiert. St. Paul's und so. Trotzdem hätten die meisten Leute das wohl nicht überlebt. Und ich finde es großartig, dass du in eine eigene Wohnung gezogen bist. Ich wette, das hat der mildtätigen Lady nicht gefallen.«

»Sie war sehr nett und hat nur gesagt, dass sie mich vermissen wird.«

»Natürlich. Das würde mir auch so gehen. Sich vorzustellen, dass sie von der guten alten Mrs Pember Reeves zu deiner Mutter geschickt worden ist. Ich glaube nicht, dass die Studie, die sie der Regierung vorgelegt hat, viel gebracht hat. Aber sie enthält viele Statistiken über arme Familien. Trotz allem eine gute Leistung. Meine Eltern verehren sie.«

»Tante Celia wurde von der Gesellschaft der Fabier mehr oder weniger verstoßen, weil sie das für mich getan hat«, erklärte Barty.

»Das kann ich mir gut vorstellen«, meinte Abbie.

Abbie war Lehrerin; die beste Schule, an der sie eine Anstellung hatte finden können, war eine ziemlich prude Einrichtung für kleine Mädchen in Kensington, aber ihr Traum war es, Rektorin an einer großen Mädchenschule mit intellektuellem Ansatz zu werden – so wie die City of London,

wo sie erzogen worden war – und ihren Schülerinnen den Glauben an die Gleichberechtigung der Frau zu vermitteln. Dazu gehörte nicht nur das Wahlrecht, sondern auch gleiche Arbeitsmöglichkeiten und, kaum vorstellbar, gleiche Löhne.

»Eines Tages wird eine Frau, die sich statt für die Ehe für eine Karriere ihrer Wahl entscheidet, zum Beispiel als Ärztin oder Anwältin, dafür keinen Spott oder noch schlimmer Mitleid ernten, sondern bewundert werden und ein erfülltes Leben in Freiheit führen können. Und wenn sie dann doch heiratet und Kinder bekommt, wird sie trotzdem weiterhin ihren Beruf ausüben und in der Welt dort draußen mit ihrem Ehemann konkurrieren. Klingt das nicht großartig?«

Barty erwiderte beinahe entschuldigend, dass sie mit genau einem solchen Vorbild aufgewachsen war. »Und schau mich nicht so an, Abbie, ich weiß, dass sie sich jeden Zentimeter dieses Wegs erkämpft hat. Es war nicht leicht für sie.«

Celia verteidigen zu müssen war eine vollkommen neue Situation für Barty; so ungewohnt, dass sie am nächsten Morgen im Verlag Celia mit anderen Augen betrachtete – beinahe sogar mit Nachsicht. Erst als Celia Giles' Idee, ein paar Stipendien bei Lyttons einzurichten, verächtlich abtat, war ihre bisherige Meinung über sie wiederhergestellt. Sie ärgerte sich und fühlte so sehr mit ihm, dass sie beschloss, an dem Familiendinner im Haus am Cheyne Walk teilzunehmen, mit dem Henrys Geburt gefeiert werden sollte. Sie hatte eigentlich schon abgesagt, aber sie wusste, dass Giles sich über ihre Anwesenheit sehr freuen würde; er hatte ihr immer wieder gesagt, wie sehr er sie vermisse. Sebastian und Pandora, mit denen sie sich sehr gut verstand, würden auch kommen. Barty fand es großartig, dass Pandora darauf

bestanden hatte, ihr Haus in Oxford zu behalten, um dort weiterhin ihrem Beruf in der Bodleian Library nachgehen zu können, und sich nun ihre Zeit zwischen Oxford und London aufteilte.

Celia war Venetias Niedergeschlagenheit nach Henrys Geburt nicht verborgen geblieben. Sie brannte darauf, sich einzuschalten, mit Boy zu reden, ein offenes Gespräch mit Venetia darüber zu führen, aber Oliver setzte sich ausnahmsweise gegen sie durch und verbot es ihr.

»Was sich in ihrer Ehe abspielt, geht dich nichts an. Das betrifft nur Venetia, und sie muss nach eigenem Ermessen handeln.«

Celia wandte ein, dass Venetia nicht nur unerfahren, sondern auch überraschend schüchtern war. Oliver sah sie lächelnd an.

»Du hast deine Ehe auch selbst in die Hand genommen, und das muss sie nun ebenfalls lernen.«

»*Unsere* Ehe, Oliver«, korrigierte Celia ihn. »Nicht meine. Und wir haben sie gemeinsam gemeistert.«

»Wie du meinst, Celia. Ich glaube mich jedoch an einige recht kompromisslose Entscheidungen erinnern zu können. Wie auch immer, unsere Ehe steht hier nicht zur Debatte. Sich in Venetias Ehe einzumischen würde sicher nur Schaden verursachen. Gib ihr Zeit – sie ist erst neunzehn. Und ein kluges Mädchen. Wenn sie ein wenig reifer ist, wird sie sich Boy gegenüber sehr gut behaupten können. Er ist extrem egoistisch, beinahe selbstbesessen. Da neigt man dazu, in gewisser Weise blind für das eigentliche Geschehen zu sein.«

Celia starrte ihn an, und er schenkte ihr das freundliche,

